This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger
1915
116

WIDENER LIBRARY

HX 3GVJ X

Ger 1915.116

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF
RODOLPHE REUSS
OF STRASSBURG

BOUGHT WITH THE
BEQUEST OF
HERBERT DARLING FOSTER
A.M. 1892

Rod Reuss

Ce ne sont ni des Mémoires authentiques
ni même arrangés d'un officier de la Grande
Armée, l'opuscule me semble un simple
roman.

6

Aus den

hinterlassenen Papieren des Kaiserlich Oesterreichischen Obersten Sigismund von Varchmin.

Beiträge

zur

Geschichte des 30jähr. Krieges

zusammengestellt

von

Friedrich Wilhelm von Varchmin,
Königl. Preuß. Lieutenant a. D.

Köstritz,
Im Selbstverlag des Verfassers.
1879.

Jen 1915.116

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
RODOLPHE ROSS
THE BEQUEST OF
HERBERT DARLING FOSTER
NOVEMBER 9, 1928

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Vorbericht.

Unter dem, auf Befehl des k. k. österreichischen Feldzeugmeister Freiherrn von Haynau seiner Zeit mir zugestellten Nachlaß meines Bruders, welcher, in Folge schwerer Verwundung im Kampf von Komorn, 2. Juli 1849, im Feldspital zu Raab gestorben war, fanden sich, neben verschiedenen anderen Familienpapieren, auch die Aufzeichnungen eines meiner Vorfahren, welcher die erste und zwar größere Hälfte des dreißigjährigen Krieges, als Offizier in kaiserlich österreichischen Diensten, durchkämpft hatte. Diese Schriftstücke, von deren Vorhandensein ich nicht eher Kenntniß erhielt, bis dieselben in meinen Besitz gelangten, dürften so ziemlich die gesammte

Hinterlassenschaft meiner, im Jahr 1838 verstorbenen Eltern ausmachen. Und nur als einen Zufall ganz besonderer Art muß ich auch die Rettung dieser Papiere betrachten, da einmal meine Geschwister, wie auch ich, bei dem Tod unserer Eltern, uns in einem Alter befanden, welches noch kein Verständniß für den Werth eines derartigen Erbes gestattet, sodann aber auch die Verhältnisse in unserer Familie, in Folge des Verlustes der beiden Rittergüter „Trimmau und Heyde", derart beschränkte geworden waren, daß beim Hereinbrechen des düsteren Ereignisses, alles, was unsere Eltern besessen hatten, sowohl Sachen von Werth, als auch solche, die nicht den mindesten Werth für Nichtfamilienmitglieder hatten, beispielsweise alte Familiengemälde, auctionis lege geopfert werden mußten.

Lange Jahre haben nun die, in meinen Besitz übergegangenen Schriftstücke bei mir gelagert, ohne daß ich je eine genauere Einsicht in dieselben genommen hätte. Was ich bei oberflächlicher Perlustration aus ihnen er-

ſah, konnte mich nicht zu einer eingehenderen Prüfung bewegen. Die Documente, welche aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert datiren, handeln vorzugsweiſe von Beſitzveräußerung oder Ankauf von Gütern in unſerer Familie in Pommern und Oſtpreußen, mußten deshalb auch nur deprimirend auf mich wirken. Und ſo würden denn die alten Papiere noch lange, vielleicht für immer, unberührt von meiner Hand, haben ruhen können, wenn nicht eine, bis dahin mir völlig unbekannt gebliebene Familie im Königreich Sachſen, welche ſich mir verwandt wähnte, das Erſuchen an mich geſtellt, dieſe Annahme, wenn möglich zu beſtätigen, und in dieſer Weiſe mich zu anderen Entſchließungen veranlaßte hätte. Es handelte ſich um Auskunft über den, im Jahr 1782 zu Breslau verſtorbenen königlich preußiſchen Oberſt von Barchmin, und hatte ich nun, bei genauer Durchſicht der erwähnten Schriftſtücke, nicht blos die Genugthuung, den gewünſchten Aufſchluß geben zu können, ſondern auch die Ueberraſchung, jene Aufzeichnungen von

der Hand eines meiner Ahnen, des kaiserlich österreichischen Obersten Sigismund von Varchmin, zu eruiren, welche mir völlig geeignet erschienen, ein höheres und allgemeineres Interesse hervorrufen.

In dieser Annahme habe ich die einzelnen Berichte über die denkwürdige Zeit des 30jährigen Krieges zusammengestellt, und, unter Fortlassung alles dessen, was irrelevant mir schien, zu einem möglichst compendiösen Ganzen geformt. Historische Unrichtigkeiten, wenn auch meist von geringer Bedeutung, sind rectificirt, größere und wichtigere Ereignisse aber, unter Vergleich der vorgefundenen Documente mit den besten Bearbeitungen derselben Actionen — Dr. Brendel, Professor Dr. Fraas, Gustav Freitag, Dr. Schmidt, Julius von Wickede u. m. a. — ausführlicher und im Zusammenhang geschildert worden. In dieser Weise hoffe ich dem Leser einen guten Dienst geleistet zu haben, da die trockene objective Realität ohne höheres Interesse und auf die Dauer auch ermüdend ist.

Ich lasse den Verfasser der Aufzeichnungen selbst reden, will aber doch zuvor die nöthigsten Mittheilungen über seine Familienverhältnisse, sowie einige biographische Notizen aus der Zeit machen, welche dem Beginn des Diariums vorausgeht. . . . . .

In Folge mehrfacher Besitzveräußerungen, welche Klaus und Georg von Varchmin, mit Bewilligung des Bischofs Henning von Cammin, um das Jahr 1454 vornahmen, war ein Zweig der Familie aus ihrer eigentlichen Heimath „Pommern" nach der, einst ansehnlichen Hansestadt Dorpat verpflanzt worden. Im Jahr 1582, also zu der Zeit, da Dorpat an Polen gefallen, und dieses, nach dem Aussterben des jagellonischen Stammes, ein Wahlreich geworden war, wird daselbst ein Georg von Varchmin genannt, welcher, unter der Regierung Sigismund II., Kriegsoberst in polnischen Diensten gewesen war. Dieser Georg von Varchmin ist der Vater Sigismunds, dessen Lebensschicksale in jenen, von seiner Hand erfolgten Aufzeichnungen enthalten sind.

Sigismund von Varchmin, geboren am 10. Januar 1602, erhielt seine erste Schulbildung in Dorpat, und wurde im Alter von fünfzehn Jahren zu Verwandten nach Königsberg, der Residenz der ersten preußischen Herzöge geschickt, um daselbst die Universität zu besuchen.

Georg von Varchmin ist in der Folge nach Pommern gezogen und auf dem Gut Plümenhagen, mit welchem sein Vetter, Siegfried von Varchmin, durch den Herzog Bogislaw belehnt worden war, im Jahr 1625 gestorben.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

1. **Capitel.** Ein Duell mit tödtlichem Ausgang. — Flucht nach Ungarn. — Aufenthalt im Hause des Capitains Hornat Janucki. — Politische und confessionelle Zustände in Deutschland und Ungarn. — Ich werde Soldat. — Abmarsch nach Böhmen. 1

2. **Capitel.** Auf dem Marsch. — Insubordination, welcher die Strafe auf dem Fuß folgt. — Ankunft im Lager von Rakonitz bei Prag. — Lagerleben. — Zusammensetzung und Stärke des böhmischen Heeres. — Ungefähre Stärke des katholischen Heeres. — Schlacht am weißen Berg. — Flucht. — Tod des Capitains Hornat Janucki. — Meine Gefangennahme. . . . 23

3. **Capitel.** Verhör auf der Commandantur. — Verurtheilung und Transport nach Olmütz. — Gefangenschaft. — Der Festungs-Commandant. — Correspondenz. — Ein alter Sträfling. — Eintritt in das kaiserliche Heer. — Wallenstein's Zug in das Halberstädtische und Magdeburgische Gebiet. — Wallenstein. — Bei dem ligistischen Heer. — Tilly. — Schlacht bei Lutter am Barenberg. — Marsch nach Ungarn. —

Seite

Das Ende des Mansfelders. — Auf Urlaub. — In Mecklenburg. — Ernennung zum Rittmeister. — Vor Stralsund. — Nach Mecklenburg zurück. — Gefecht bei Greifswald. — Ich werde Major. — Krankheit. — Urlaub von unbestimmter Dauer. 62

4. **Capitel.** Teplitz. — Badecur. — Besuch beim Festungs-Commandanten, Oberst Löbl, in Olmütz. — Aufenthalt in Preßburg. — Zweite Badecur in Teplitz. — Wallenstein von seiner Stellung als Generalissimus enthoben. — Eine Audienz beim Herzog von Friedland in Prag. — Allgemeine Verhältnisse in Deutschland. — Wallenstein erhält auf's Neue den Oberbefehl. — Befreiung Böhmens. — Vereinigung der Kaiserlichen mit den Bayern bei Eger. — Vor Nürnberg. — Schwere Verwundung. 133

5. **Capitel.** Amputation. — Im Spital zu Neumarkt. — Besuch in Preßburg. — Reise nach Teplitz. — Rückkehr nach Preßburg. — In Wien. — Anstellung als Oberstlieutenant im Cürassier-Regiment Graf Gallas. — Schlacht bei Nördlingen. — Ernennung zum Oberst. — Aufenthalt in Württemberg. — Belagerung von Hanau. — Versetzung zum Hatzfeldschen Corps. — Schlacht bei Wittstock. — Verwundung und ihre Folgen. — Schluß. 169

1. Capitel.

Ein Duell mit tödtlichem Ausgang. — Flucht nach Ungarn. — Aufenthalt im Hause des Capitains Hornat Janucki. — Politische und confessionelle Zustände in Deutschland und Ungarn. — Ich werde Soldat. — Abmarsch nach Böhmen.

Bei den täglichen Händeln, die seit der Errichtung der Universität Königsberg, 1544, stattfanden, hatte der Cartel für Duelle mit einer Menge von Ehrenpunkten sich unter den Studirenden, Edelleuten und Officieren ausgebildet und sogar bis auf den gemeinen Soldaten erstreckt. Wer Händel suchte, fand sie auch; ihm erwuchs nur die Aufgabe, vorher geschickt den Gegner zu „schrauben".

Mir erschien von jeher, namentlich nach den Erzählungen meines Vaters über die Entstehung und den Ausgang vielfacher Duelle, die er in seiner langen Kriegerlaufbahn, theils selber ausfocht, theils als Secun-

dant oder Unparteiischer, ausfechten sah, die Tödtung eines Menschen in ruhigen Verhältnissen und in der stillen Ordnung des gewöhnlichen Lebens als eine That, die einen Jeden in seinem Innersten tief erschüttert. Das Gebot, ein jedes Menschenleben als ein Heiligthum zu betrachten, welches wir alle nie zu verletzen, die Besseren vielmehr zu schützen verpflichtet sind, hielt ich für ein so wesentliches Element der Bildung, daß mir der Zweikampf zu einer Zeit, in welcher sowohl mein Alter, wie meine Gesinnung ihn von mir persönlich entfernt hielt, eine so widerwärtige rohe Barbarei schien, daß mir die Vertilgung des wildesten Aberglaubens, neben der fixen Idee eines krankhaften Ehrgeizes, die sich erhalten, nur ein halbgelungenes Werk däuchte. Und dennoch ward es mir immer klarer, daß ein Vorurtheil, welches nicht von diesem oder jenem herrührte, vielmehr mit geschichtlicher Gewalt in der Gesinnung, selbst der besseren Jugend, Platz gefunden hatte, nicht durch äußere Gesetze vernichtet werden könnte. Diese treffen nie eine tief wurzelnde Gesinnung, wobei die Strafe, wenn sie auch noch so hart, keine Schande ist; vielmehr erscheinen dann diese Strafen selbst als barbarische, je strenger sie sind, und werden eben daher, wo ein entschiedenes Factum ihre Anwendung fordert, fast immer in ihrer Ausführung schwankend und unsicher,

und dadurch zugleich nutzlos, was eine gerechte Strafe nie sein darf. —

Schon seit längerer Zeit hatte ein Edelmann aus dem Frankenland, namens Heinrich von Gutschmidt, der, gleich mir, dem Studium der Rechtswissenschaften oblag, das offenbare Verlangen kund gegeben, Händel mit mir zu beginnen. Sobald ich diese Absicht deutlich erkannte, mied ich, so viel als thunlich, den, als Raufbold in der ganzen Stadt bekannten Ritter, dessen dünkelhaftes, übermüthiges Gebahren theilweis auf den Umstand zurückzuführen sein mochte, daß sein Vater ein hohes Hofamt beim Herzog Albrecht Friedrich von Preußen bekleidete. Endlich aber konnte ich den absichtlichen Verfolgungen nicht länger ausweichen! Ich ward gröblich und obenein an einem öffentlichen Ort beleidigt, und lernte nun erkennen, daß man die Duelle zwar verabscheuen, aber doch auch sehr leicht in die Lage kommen kann, ihnen nicht mehr ausweichen zu dürfen.

Wer bei einer Controverse erregt und heftig wird, hat immer Unrecht, schon um der Verletzung der äußeren Form willen, die nun einmal im Verkehr mit Anderen innegehalten werden muß; in den meisten Fällen aber auch sachlich, da, wenigstens bei normalen Menschen, nur das Gefühl des eigenen Unrechts und einer damit verbundenen Niederlage jene Gereiztheit erzeugt, die

sich in dem Außerachtlassen der gebotenen Höflichkeit documentirt. Damit glaube ich zur Genüge begründet zu haben, weshalb ich auf die Beleidigungen, die Ritter von Gutschmidt mir zufügte, nicht anders, als durch eine Herausforderung zum Zweikampf antworten konnte.

Am 23. November des Jahres 1617, in früher Morgenstunde, stand ich dem frechen Beleidiger meiner Ehre gegenüber. Der Kampf fand mit Degen statt. Nachdem ich, als Herausforderer, den Handschuh zur Erde geworfen, und die Secundanten, deren sich auf jeder Partei zwei befanden, ebenso auch der, zum Unparteiischen gewählte Ritter von Meding mit Hand und Mund sich gelobt hatten, nicht vor, nicht in, nicht nach dem Kampf den fechtenden Commilitonen zu helfen, noch sie zu rächen, und sich meinen Gegner die Hand gegeben, und im voraus jeder dem Anderen seinen Tod verziehen hatte, begann der Kampf. Schon nach wenigen Augenblicken war ich so unglücklich, meinem Widerpart eine Kopfwunde beizubringen, die ihn zu Fall brachte, und von den Secundanten als tödlich bezeichnet wurde. Einer der Helfer des Geforderten reichte mir nun den Handschuh zurück, zum Zeichen, daß der Handel abgemacht sei, worauf ich, in eilender Hast, gepeinigt von banger Besorgniß um die Folgen der unglücklichen That, das Haus meiner Verwandten zu erreichen suchte. Diese,

nachdem sie den Ausgang des Rencontres vernommen, riethen mir zur augenblicklichen Flucht, da Zweikämpfe streng verboten waren, und Herzog Albrecht Friedrich dieselben bei erschwerenden Umständen sogar mit dem Tod bestrafte. Die Gefahr für mich erschien um so größer, als der, durch mich vielleicht Getödtete, der Sohn eines hochgestellten Hofbeamten des Herzogs war. Mit Geldmitteln durch meinen Onkel hinreichend versehen, verließ ich um die zehnte Vormittagsstunde des 23. November sein im Löbenicht gelegenes gastliches Haus, und begab mich auf die Flucht. Am 28. desselben Monats, um die Abendstunde, erreichte ich die polnische Stadt Danzig und beschloß, daselbst zu rasten, um zunächst über ein bestimmtes Ziel mit mir in's Klare zu kommen. Nach reiflicher Ueberlegung entschloß ich mich für den Weg nach Ungarn und zwar nach Buda, da mein Vater oft zu mir von einem alten Kriegskameraden, namens Hornat Janucki, gesprochen, der in jener Stadt sein Domicil hatte. Nach vielen Fährlichkeiten, da das Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft bereits stark gelockert war und das „fahrende Gesindel", dem die Aufregung Bedürfniß geworden war, alle Straßen unsicher, alle Städte und Dörfer zu seinem Tummelplatz wählte, traf ich, die Route über Thorn, Warschau, Krakau, Neusohl und Waitzen nehmend, am 21. Januar 1618 in

Pesth, links an der Donau gelegen, ein. Da Buda seit dem Jahre 1541 in türkischen Besitz gelangt war, beschloß ich, in Pesth zu bleiben, um zunächst die Verhältnisse Janucki's zu sondiren. Sehr bald brachte ich in Erfahrung, daß derselbe in der That in Buda lebe, ein türkisches Amt verwalte, und im Kreise seiner kleinen Familie sich glücklich und zufrieden fühle. Durch einige Zeilen von meiner Anwesenheit in Pesth benachrichtigt, erschien Janucki schon nach wenigen Stunden bei mir, um mich nach seiner, am Fuß des Blocksberges prächtig gelegenen Wohnung zu geleiten. Der Empfang von Seite der ganzen Familie war ein äußerst herzlicher, und, nachdem ich erst die Ursache meines plötzlichen Erscheinens entwickelt, verkündeten der ehrliche Janucki und seine liebenswürdige Gattin ihren festen Willen dahin, mich, den Sohn ihres alten Freundes, nicht eher von dannen ziehen lassen zu wollen, als bis meine Zukunft sich sicher und günstig gestaltet haben würde. Ich erfuhr nun auch, daß Hornat Janucki, Protestant vom reinsten Wasser, der energischste Gegner des Hauses Habsburg sei und nur deshalb sein Domicil in Buda aufgeschlagen habe, um desto thätiger an dem beabsichtigten Sturz der, durch heftige Verfolgnng der Protestanten und Aufnahme der Jesuiten, verhaßt gewordenen österreichischen Herrschaft mitarbeiten zu können.

Es waren glückliche Tage und Wochen, die ich in dem lieblichen Buda verlebte! Die warmen, unmittelbar am Fuß des Blocksberges gelegenen Schwefelquellen leisteten meinem, durch Anstrengungen aller Art sehr heruntergekommenen Körper die besten Dienste. Ich erholte mich sehr bald wieder von den ausgestandenen Strapazen, wozu auch nicht wenig der ausgezeichnete, in der Umgegend der Stadt wachsende Wein beitrug. Ich war mit meinem siebenzehnten Lebensjahre bereits völlig entwickelt, groß und stark, so daß die Vorschläge Janucki's, Soldat zu werden, immer verlockender und angenehmer an mein Ohr schlugen. Da aber zu jener Zeit die Aussichten für den Militair noch wenig glückverheißend waren, so lebte ich einstweilen ausschließlich dem Glück, welches ein trautes Familienleben mir bereitete. So ganz und gar unthätig blieb ich jedoch nicht; ich übte und vervollkommnete mich, unter der Leitung Janucki's, in der Reitkunst, erlernte die ungarische Sprache und unterrichtete, mittels des Lateins, dessen die ganze Familie vollkommen mächtig war, die beiden Kinder Janucki's, einen lieblichen Knaben, namens Arpad, 12 Jahre alt, und dessen nicht minder liebliche vierzehnjährige Schwester Alma, in der deutschen Sprache, Geschichte, Geographie und den Naturwissenschaften. Die trefflich begabten Kinder machten sichtliche Fortschritte,

und zur größten Freude und Genugthuung gereichte es mir, daß an den Lectionen, welche ich ihnen im Deutschen ertheilte, auch ihre Eltern mit regem Eifer Antheil nahmen. —

Inzwischen war Ferdinand, König von Böhmen und Ungarn, auf dem Wahltag zu Frankfurt a. Main, 1619, mit der entschiedensten Mehrheit zum deutschen Kaiser erklärt worden, während fast alle seine deutschen Erbländer sich unterdessen in einer allgemeinen furchtbaren Conföderation mit den, bereits seit einem Jahr in vollem Aufruhr begriffenen Böhmen vereinigt hatten, deren Trotz jetzt alle Schranken durchbrach; die Aufrührer in Ungarn standen im Begriff, mit den mißvergnügten Protestanten in Oesterreich, Mähren und Böhmen gemeinsame Sache zu machen und alle diese Länder zu einer furchtbaren Rebellion fortzureißen. Gelang das, dann war der Untergang des Hauses Oesterreich gewiß, ebenso auch der Untergang des Papstthums in diesen Ländern unvermeidlich.

Die österreichischen Prinzen waren zwar katholische Fürsten, und noch dazu kräftige Stützen des Papstthums; aber nur mit Unrecht hätte man ihre Erbstaaten als katholische Länder bezeichnen dürfen. Die Reformation war auch in diese Gegenden eingedrungen, und hatte sich, begünstigt durch die Bedrängnisse, in welche

Kaiser Ferdinand I. durch die Kriege gegen Zapolya in Ungarn und gegen den türkischen Sultan Soliman gerathen war, sowie durch die Herzensgüte Maximilian's II., der den Protestanten freundlich gesinnt war, ihnen freie Religionsübung gestattete, mit Windeseile in denselben verbreitet. Der größte Theil des Herren- und Ritterstandes war evangelisch, und in den Städten hatten die Protestanten weitaus das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, einige aus ihrer Mitte in die Landschaft zu bringen, wurde unbemerkt eine landschaftliche Stelle nach der andern, ein Collegium nach dem andern mit Protestanten besetzt, und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterstand und die Abgenordeten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu schwach, welche die kränkende Verachtung der Uebrigen noch vollends von dem Landtage verscheuchte. So war, fast unbemerkt, der ganze österreichische Landtag protestantisch geworden, und die Reformation hatte von da ab die schnellsten Schritte zu einer staatlichen Existenz thun können. Von den Landständen war der Regent abhängig, weil sie es waren, die ihm die Steuern bewilligen oder verweigern konnten. Sie benutzten die Geldverlegenheiten, in denen sich Kaiser Ferdinand und sein Sohn befanden, eine Religionsfreiheit nach der andern

von diesen Fürsten zu erzwingen. Dem Herren- und Ritterstand gestattete endlich Kaiser Maximilian die freie Ausübung ihrer Religion, freilich nur auf ihren eigenen Territorien und Schlössern.

Unter den Erbstaaten des Hauses Oesterreich waren Ungarn nebst Siebenbürgen und das Königreich Böhmen die unruhigsten Besitzungen. In Böhmen waren es mehr politische, in Ungarn und Siebenbürgen aber religiöse Ursachen, welche die Zwietracht beständig unterhielten. Die Unmöglichkeit, die beiden Länder Ungarn und Siebenbürgen gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte schon den Kaiser Ferdinand I. zu dem traurigen Auskunftsmittel gedrängt, der Pforte gegen einen jährlichen Tribut die Oberhoheit über Siebenbürgen einzuräumen. Ein derartiges Eingeständniß der eigenen Schwäche mußte die traurigsten Folgen nach sich ziehen. Die Ungarn, die sich dem Hause Oesterreich nicht bedingungslos unterworfen hatten, behaupteten die Wahlfreiheit ihrer Krone und forderten in ungestümer Weise alle ständischen Rechte, welche von dieser Wahlfreiheit unzertrennlich sind. Die unmittelbare Nachbarschaft des türkischen Reichs und die Möglichkeit, ungestraft ihren Herrscher zu wechseln, bestrickte die Magnaten noch mehr in ihren Entschlüssen, so daß einige derselben „Bathori, Boschkai, Ragoczy und

Bethlen" nach einander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige aufstanden, welche keine andern Staatsmaxime befolgten als die, sich an den Gegner anzuschließen, um ihrem Gebieter desto gefährlicher zu sein.

Mit der Wahl Ferdinands zum Kaiser erfolgte die offenkundige Unbotmäßigkeit des Königreichs Böhmen, und auch für Ungarn und Siebenbürgen schien jetzt der Augenblick zum entscheidenden Handeln gekommen.

In Böhmen hatten die Religionsstreitigkeiten bereits ein Jahrhundert vor der großen Reformation begonnen; Johann Huß hatte ihnen die Entstehung gegeben. Jetzt und ein Jahrhundert später war Böhmen wiederum die Stätte, an welcher sich neue Streitigkeiten und blutiger Kampf entwickelten. — Jene, bereits erwähnte Conföderation erklärte im August 1619 den Kaiser auf einer Reichsversammlung für einen Feind der böhmischen Religion und Freiheit, der durch seine verderblichen Rathschläge den verstorbenen König Matthias gegen die Böhmen aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehen, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben, und es zuletzt gar, unter Verhöhnung aller Volksrechte, in einem geheimen Vertrag an die Spanier verschrieben hatte. Man erklärte den Kaiser aller Ansprüche auf die Krone Böhmens verlustig, und schritt ohne Verzug zu einer neuen Wahl.

stoßen. Während er noch dem Kaiser Freundschaft heuchelte, ja sogar versprach, durch eine maskirte Hilfleistung das Böhmenheer in eine Falle zu locken, stand er plötzlich in Ober-Ungarn, wo Alles sich ihm unterwarf, und in Preßburg er die ungarische Krone empfing. Schon zitterte die Hauptstadt Ferdinands, und in Eile rief der Statthalter derselben, des Kaisers Bruder, den niederländischen General Boucquoi zu Hilfe. Der Abzug der Kaiserlichen zog die böhmische Armee auf's Neue vor Wien, die sich durch 12,000 Siebenbürgen verstärkte und bald darauf mit dem siegreichen Heer Bethlen Gabors vereinigte. Aber auch diesmal rettete das Glück den Kaiser, der schleunigst nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt war, sobald er Kunde von deren Bedrängniß und den rings um sie herum verübten Greueln vernommen hatte. Mangel an Lebensmitteln und rauhe Witterung veranlaßten die Böhmen zur Rückkehr, während Bethlen Gabor durch einen Verlust in Ungarn sich gleichfalls zur Umkehr genöthigt sah.

In kurzer Zeit änderte sich nun Alles! Durch staatskluge Thätigkeit verbesserte Ferdinand seine Lage sichtlich, indeß Friedrich von Böhmen die seinige durch Zögern und verkehrte Maßregeln wesentlich verschlechterte. Während es nun dem Kaiser gelang, nicht blos die Ligue — das am 10. Juli 1609 zu München ge-

schlossene Bündniß der katholischen Stände — sondern auch deren Haupt, den Herzog Maximilian von Bayern, für sich zu gewinnen und in Bewegung zu setzen, erreichte Friedrich ein gleiches Resultat in Ansehung der Union, jener, 1608 abgeschlossenen protestantischen Verbindung, der es wichtig genug erschien, den König von Böhmen nicht unterliegen zu lassen. Bei Donauwörth hatte die Macht der Ligue sich unter Maximilians Fahnen versammelt, bei Ulm die der Union unter dem Markgrafen von Ansbach, und — der Augenblick, welcher über die Schicksale der beiden Kirchen in Deutschland entscheiden sollte, schien jetzt herbeigekommen zu sein. Die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht, als unerwartet die Kunde von einem, zu Ulm geschlossenen Frieden anlangte und beide Heere wieder aus einander gingen.

Dieser, für die Union sehr schimpfliche Vergleich war durch die Intervention Frankreichs bewirkt worden. Mit seinen eigenen Calvinisten in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte diese Macht kein höheres Interesse, als die protestantische Partei in Böhmen so schnell als möglich unterdrückt zu sehen, ehe die Hugenotten, die Anhänger der Reformation in Frankreich, sich ein gefährliches Vorbild daran nähmen. Der wichtigste Artikel des Friedens war, „daß die Union sich jedes

Antheils an den böhmischen Händeln begeben, und den Beistand, welchen sie Friedrich V. leisten würde, nicht über die pfälzischen Länder desselben ausdehnen sollte". Offenbar hatten Maximilians Entschlossenheit und die Furcht, durch die ligistischen Truppen und ein neues kaiserliches Heer, welches von den Niederlanden her sich im Anmarsch befand, erdrückt zu werden, die Union zu diesem ungünstigen Vergleich veranlaßt.

Jetzt stand dem Kaiser die gesammte Macht Bayerns und der Ligue gegen die Böhmen zu Gebot, welche der Frieden ihrem Schicksal überlassen hatte, und schneller, als das Gerücht die Vorgänge zu Ulm dort verbreiten konnte, erschien Maximilian in Oberösterreich, wo die Stände, bestürzt und auf keinen Feind gefaßt, die Gnade des Kaisers durch eine eilige und rückhaltlose Huldigung erkauften. Nachdem Maximilian in Niederösterreich die niederländischen Truppen des Grafen Boucquoi an sich gezogen und in dieser Weise die vereinte kaiserlich-bayrische Armee auf die Stärke von fast 50,000 Mann gebracht hatte, brach er ohne Zögern und so nachdrücklich in Böhmen ein, daß er sämmtliche böhmische Geschwader, welche sich in Niederösterreich und Mähren zerstreut befanden, fliehend vor sich hertrieb. Alle Städte, welche es wagten, Widerstand zu leisten, wurden mit stürmender Hand genommen; andere, erschreckt durch die

Gerüchte über das Schicksal der eroberten Plätze, öffneten freiwillig ihre Thore. Nichts hinderte den schnellen Siegeslauf Maximilians. Weichend zog sich die böhmische Armee, commandirt von dem tapferen Fürsten Christian von Anhalt, auf die Landeshauptstadt Böhmens zurück. Kaum 30,000 Mann hatte Friedrich V. beisammen; 8000 hatte der Fürst von Anhalt ihm zugeführt, während Bethlen Gabor 10,000 Ungarn zu seinen Fahnen stoßen lassen wollte.

Diese kriegerischen Aussichten hatten Janucki nicht länger ruhen lassen, und bereits am 20. März 1619 war er zu Bethlen Gabor geeilt, um demselben seine Dienste anzutragen. Sein Gesuch um Anstellung ward bereitwilligst genehmigt und ihm eine Schwadron*) Husaren im Regiment des Obersten Cokats Istuan überwiesen. Er hatte in diesem die Kriegs- und Eroberungs-Züge Bethlen Gabors nach Ungarn und bis vor Wien mitgemacht, und erschien nun im Juli 1620 in Ofen, wo er mit herzlicher Freude von uns Allen empfangen wurde. Die Schilderung seiner Erlebnisse in dem letzten Feldzug, mehr noch seine fortgesetzten Stimula-

*) Sqadron, von quaternio, ein aus vier Stücken bestehendes Ganzes, abgeleitet, ist eine Abtheilung Reiterei, die ursprünglich aus vier Compagnien bestand. Anmerk. d. Verf.

tionen, mich zum Waffenhandwerk zu bewegen, hatten Erfolg, und ich erklärte mich bereit, in die Dienste Bethlen Gabors zu treten, falls mir sollte gestattet werden, mich unter den directen Befehl meines väterlichen Freundes zu stellen. Für die Gewährung dieses Wunsches that nun Janucki unverweilt die nöthigen Schritte, indessen ich mich, unter seiner Anleitung, in den militärischen Künsten übte. Das Reiten hatte ich de profundis erlernt, und, was die Handhabung der Standarte anbetrifft, so war ich in wenigen Wochen so weit, um es mit dem ersten Reiterfähnrich aufnehmen zu können. Die Standarte tragen war aber auch bei weitem nicht so schwierig, als das „Fahnenspiel" bei den Fußtruppen. Letztes war eine Kunst, welche Kraft, Gewandtheit und lange Uebung erforderte. Im Zirkelschwung drehte der Fähnrich die Fahne um das Haupt, er schwang sie zur rechten und zur linken Hand, in seinem Rücken, ja noch vorn und hinten durch die Beine; er warf die Stange in die Höhe, schoß, während die Fahne in der Luft schwebte, sein Pistol ab oder zog den Degen, fing sie dann wieder auf, schlug das Tuch von hinten um sich, stand majestätisch halb vom Tuch verhüllt, steckte den Degen zierlich wieder ein und machte Reverenz, indem er beide Knie beugte. Diese Bewegungen dienten aber nicht allein der Schönheit, sondern be-

ſtimmten im Kriege auch die Marſchweiſen und einzelne Signale. Die Verrichtungen des Reiterfähnrichs trugen keine ſo hohe Verantwortlichkeit in ſich. „Friſch in den Feind bringen, und nach dem Angriff die Standarte in die Höhe halten, damit ſich ſeine Mannſchaft um ihn ſammle," das war ſeine Hauptaufgabe.

Zu Ende des Monats Auguſt 1620 erfolgte meine Ernennung zum Fähnrich im Regiment Cokats Iſtuan, und ich war nicht wenig ſtolz auf dieſe neue Würde, da in Ungarn der Fähnrich im Range dem Lieutenant voranging. Auch ſchmeichelte es meiner Eitelkeit, als „Huſar" einer Truppe anzugehören, die bei ihrem erſten Erſcheinen in Deutſchland, 1546, als ſie Herzog Moritz von Sachſen dem König Ferdinand aus Böhmen entliehen, großes Aufſehen gemacht hatte.

Nachdem ich meinem Vater, der, in Anbetracht der beſonderen Umſtände, großmüthig meine That in Königsberg mir verziehen hatte, von meinen veränderten Lebensverhältniſſen Kunde gegeben, begab ich mich zu Anfang des Monats September 1620 auf den Marſch zu unſerem Regiment nach Neuſohl. Der Abſchied von der herzlieben Familie Janucki ward mir außerordentlich ſchwer; am ſchwerſten dadurch, daß ſchon längſt mein Herz in heißer Liebe für die gute und reizend ſchöne Alma entbrannt war, und ich die Gewißheit der Gegen-

liebe von ihren eigenen Lippen empfangen hatte. Wir gelobten uns ewige Treue, und schieden von einander mit dem Versprechen, uns zu schreiben, so oft Zeit und Verhältnisse es gestatten würden. Arpad war noch zu jung und zu schwächlich, als daß sein Vater schon jetzt sich hätte veranlaßt fühlen können, seinen Wunsch, ihn mit in's Feld zu nehmen, zu erfüllen. So traten denn Janucki und ich, gefolgt von einigen Dienern mit dem nothwendigsten Reisegepäck und mehren Reserve-Pferden, die Reise an. Nach fünftägigem Ritt langten wir in den Abendstunden des 12. September in der, malerisch an der Mündung der Bistritz in die Gran gelegenen Bergstadt Neusohl an, wo bereits ein reges militärisches Leben herrschte.

Oberst Cokats Istuan, der mich freundlich in seinem großen, reichverzierten Zelt in dem, an der Bistritz aufgeschlagenen Lager empfing, war ein schöner, stattlicher Mann mit langem, steinhart gedrehten spitzen Schnurrbart; er konnte, trotz seines hohen Ranges, das dreißigste Lebensjahr kaum überschritten haben. Im Ring der Kriegsleute übergab er mir die Standarte von grüner Farbe „als eine Braut und leibliche Tochter, aus der rechten in die linke Hand, und wo mir beide Arme abgeschossen oder abgehauen werden, sollte ich sie in den Mund nehmen, und wenn keine Hilfe oder

Rettung da ist, mich drein wickeln, mich Gott befehlen, um darin zu sterben und erstochen zu werden, als ein ehrlicher Mann." So lange die Fahne oder Standarte flattert, sollen die Kriegsleute dem Fähnrich in den Tod folgen, bis alles über einen Haufen auf der Wahlstatt liegt.

Nur noch vier Wochen verblieb unser Regiment, nach der Fahne der Standarte das „Grüne" genannt, im Lager bei Neusohl, und ich muß gestehen, daß diese Zeit mir nicht blos sehr schnell, sondern auch höchst angenehm verfloß. In den Vormittagsstunden wurde fleißig exercirt, während der Nachmittag, wenn nicht besondere Veranlassung eine Aenderung der bisherigen Usance bedingte, völlig zu unserer freien Verfügung stand. Das Wetter war ausnehmend schön, so daß kein Tag verging, an dem ich nicht in dem klaren Wasser der Gran gebadet hätte. Das bunte und bewegte Lagerleben interessirte mich ungemein. Schlanke Dirnen mit schwarzen Haaren und feurigen Blicken fanden sich am Abend bei ihren magyarischen Landsleuten ein, und auch an Zigeunerbanden fehlte es nicht, die mit ihrer wilden Musik das leicht erregbare ungarische Blut in die höchste Wallung versetzten. Wenn die hellen Weisen des Czardas ertönten, dann eilte ein Jeder zum Tanz, und vor Lust schlugen nun die breiten Sporen mit ihren

klirrenden Rädern an den hohen Absätzen der Cziſchmen zuſammen. Die Zungen ſchnalzten, die Dirnen kreiſchten bei mancher, vielleicht zu ungeſtümen Umarmung; überall herrſchte das ungebundenſte, fröhlichſte Soldatenleben. — Raufereien kamen nur ſelten vor, was vorzugsweis ſeinen Grund darin hatte, daß die Mannſchaft ausſchließlich aus Magyaren beſtand. Ich hörte, daß Ungarn und Kroaten, obwohl Grenznachbarn, ſich doch ſtets gegenſeitig wie die Sünde haſſen und in beſtändiger Fehde mit einander liegen, ſobald der Zufall ſie im Feldlager zuſammenführt. Der General- oder Feld-Gewaltige hat alsdann kein leichtes Spiel mit dieſen feurigen, ja faſt unzähmbaren Naturen. Hier, vor Neuſohl, war die Mannszucht im eigentlichen Feldlager eine äußerſt ſtrenge, und wer in deſſen inneren Raume die blanke Waffe oder das Schießrohr gegen den Andern richtete, verfiel ohne Gnade und Barmherzigkeit dem Stockmeiſter. Der Profoß war eine ſo gefürchtete Perſon, daß bei ſeinem Anblick ein Jeder, ſelbſt der roheſte Kriegsknecht, in Schrecken und Beſtürzung gerieth.

Am 9. October 1620 lief endlich der längſt erſehnte Befehl, zur Aufhebung des Lagers und zum Vormarſch auf Böhmen, im Regiments-Quartier zu Neuſohl ein, und ſchon der folgende Tag ſah uns auf dem Wege nach Kremnitz, wo wir uns

mit den Regimentern Feketi und Chousi vereinigen und unter den Befehl des General Bornamissa treten sollten.

---

2. Capitel.

Auf dem Marsch. — Insubordination, welcher die Strafe auf dem Fuß folgt. — Ankunft im Lager von Rakonitz bei Prag. — Lagerleben. — Zusammensetzung und Stärke des böhmischen Heeres. — Ungefähre Stärke des katholischen Heeres. — Schlacht am weißen Berg. — Flucht. — Tod des Capitains Hornat Janucki. — Meine Gefangennahme.

In den Nachmittagstunden des 10. October trafen wir vor der, in einem tiefen Thal gelegenen Stadt Kremnitz ein, wo wir, nachdem General Bornamissa, der, nebst zahlreichem Gefolg, uns eine halbe Wegstunde entgegengeritten war, die Revüe abgenommen und eine feurige Ansprache gehalten hatte, in welcher er uns zur strengsten Mannszucht, zum Gehorsam und zur Tapferkeit ermahnte, zur rechten Seite des Regiments Feketi ein Lager bezogen. Der folgende Tag wurde von Seite des Obercommandos zu einer inspectio ocularis sämmtlicher Regimenter, die sich im Lager bei Kremnitz befanden, benutzt. Am 12. October ging der Marsch weiter auf Privitz. Am 15. erreichten wir Bistritz,

woselbst die Vereinigung mit den Regimentern Cornis, Peter und Monqui erfolgte, so daß jetzt das Hilfscorps, welches Bethlen Gabor nach Böhmen dirigirte, die ungefähre Stärke von 5000 Mann, sämmtlich Reiter, erreichte. Der Marsch ging nur langsam vorwärts, da der endlose Troß, der jedem Regiment folgte, die Beweglichkeit der Truppen in hohem Maß beeinträchtigte. Zu den Weibern, Buben und Troßknechten, die zusammen unter der Aufsicht des Hurenweibels standen, gesellten sich die Marketender, wichtige, oft wohlhabende Leute, die unter den Schutz und die Beaufsichtigung des Profoßen gestellt waren. Auf dem Marsch führte der Troß eine besondere Fahne, und zog in militärischer Ordnung, Troßknechte, Buben und handfeste Weiber mit Spießen bewaffnet, der Weibel selbst an der Spitze; hinter ihm der verdorbene Haufe mit Gepäck und Karren, mit Kindern und Hunden. Pflicht des Weibels war es, zu achten, daß die Bande in Reihen blieb, aber oft genug zerstreute sie sich plündernd in den Dörfern, Unordnung, Verwirrung und Stockungen über die im Marsch befindlichen Truppen hereinführend. — Am 19. October erreichten wir Neutitschein in Mähren, so daß wir uns nun in gleicher Höhe mit Olmütz befanden. Diese starke Festung mußte umgangen werden, da Herzog Maximilian von Bayern zwar mit seiner Hauptmacht

den fliehenden böhmischen Heerhaufen gefolgt war, aber doch aus Vorsicht eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Truppen in Olmütz belassen hatte. Am 22. gelangten wir ungefährdet nach Sternberg, am 24. nach der böhmischen Stadt Landskron, wo zwei Tage gerastet wurde, trotzdem Boten auf Boten, vom Fürsten Christian von Anhalt, Höchstcommandirenden des böhmischen Heeres, entsendet, bei dem General Bornamissa erschienen, die diesen zu schleunigem Anrücken auf Prag veranlassen sollten.

Während unseres zweitägigen Aufenthalts in Landskron war ich Zeuge eines Vorfalls, der mein Innerstes tief erschütterte. Rittmeister Nikolcz von unserem Regiment war allgemein beliebt, nicht blos wegen seiner hohen Tapferkeit, die er in den ungarischen Kriegen an den Tag gelegt, sondern auch um seiner sonstigen, rein menschlichen Tugenden willen. Seine Mannschaft liebte und verehrte ihn, da er väterlich auf ihr Wohl bedacht war; jeder seiner Reiter wäre sicherlich für ihn durch's Feuer gegangen. Aber er besaß einen Fehler und zwar einen solchen, der ihn, sobald er ihn erfaßte, furchtbar, ja gefährlich machte. Dieser Fehler war der Zorn, der oft bei unbedeutender Veranlassung in ihm aufstieg und sich nicht eher legte, als bis er ihn zu einer unüberlegten Handlung hingerissen hatte. — Der Regiments-

Stockmeister ertappte einen Reiter im Hühnerstall eines Bürgers von Landskron, und führte denselben, da er keine triftigen Gründe zur Entkräftung des einmal erregten Verdachts anzugeben vermochte, vor seinen Rittmeister. Nikolcz hörte den Bericht des Profoßen ruhig an; gehörten doch derartige Kleinigkeiten zu den, fast täglich sich wiederholenden Begebenheiten des Lagerlebens! Als der Profoß aber seine Rede geendet, und der Rittmeister den Delinquenten in rauhem Ton fragte: „wie er das, jeden ehrliebenden Soldaten schändende Verbrechen des Diebstahls habe begehen können", erwiderte Letzter, entweder berauscht oder im Vertrauen auf die bekannte Gutmüthigkeit seines Vorgesetzten, mit höhnischer Miene: „Herr Rittmeister! Wenn man nichts zu fressen bekommt, dann muß man stehlen. Wären der Herr Rittmeister an meiner Stelle gewesen, so würde er es auch nicht anders gemacht haben!" Da erfaßte Entsetzen den Officier, dem diese Antwort galt, und kaum, daß der Husar seine lästerliche Rede geendet, hatte ihn auch schon der blanke Stahl des Rittmeisters durchbohrt. Durch die Brust gestoßen, sank der Missethäter lautlos zu Boden.

Der plötzliche Zorn, der einen Menschen wie im Wahnsinn ergreift, und ganz das Bewußtsein überwältigt, wird oft als ein Entschuldigungsgrund, selbst

für Verbrecher, betrachtet. In juridiſcher Hinſicht mag man nicht ganz Unrecht haben, denn dort gilt die Unſittlichkeit als ſolche nicht als das zu Beſtrafende, ſondern nur die That, wie ſie mit ihren naheliegenden, in die Erſcheinung tretenden Motiven dem Richter vorliegt. Der Zorn ſelbſt aber iſt in der That als ein tiefes Verderben zu betrachten; das nie zu verdrängende ſittliche Gefühl zeigt uns in dem Moment des Zornes die eigene Nichtigkeit, und dieſe iſt es, die ſich behaupten will. Es iſt die Energie der wohlbewußten Lüge, die niemals in der Form eines geordneten Bewußtſeins hervortreten kann, da der entſetzliche Kampf eben gegen dieſes gerichtet iſt. —

Der Vorfall erregte das peinlichſte Aufſehen, doch ließen die beſonderen Umſtände, unter denen wir zur Zeit uns befanden, ebenſo auch Ereigniſſe, die ſich an anderer Stelle erſt vor kurzer Zeit zugetragen hatten, den General Bornamiſia von einer augenblicklichen weiteren Verfolgung der Sache Abſtand nehmen. In Böhmen nämlich waren im Lauf des Sommers verſchiedene Meutereien beim Militär vorgekommen, die ſich zwar auf die gewöhnliche Urſache derartiger Vorkommniſſe, das „Ausbleiben des Soldes," zurückführen ließen, aber doch auch andererſeits die Neigung zu derartigen gefährlichen Bewegungen verriethen, und deshalb eine

mildere Beurtheilung einer sonst nicht gestatteten Eigenmächtigkeit, wie die vorstehend erwähnte, zuließen. Erst revoltirte das Regiment des Grafen Heinrich Matthias Thurn, des Befehlshabers des ständischen böhmischen Heeres, und gleich darauf meuterte auch das Regiment des Grafen Mansfeld. Während der ehrliche alte Thurn die Empörung durch eine Abschlagzahlung, die er bei den Marketendern entlieh, gedämpft und darauf bitterlich über die schlechte Regierung geweint hatte, begann Graf Mansfeld seine Zahlung damit, daß er aus seinem Zelt trat und mit eigener Hand zwei Soldaten niederhieb, viele schwer verwundete, sich alsdann auf's Pferd schwang, unter die Meuterer sprengte und wieder mehre niederschoß. Er allein, nur von drei Hauptleuten unterstützt, brach den Trotz von sechshundert Mann, nachdem er ein Dutzend getödtet, sechsundzwanzig schwer verwundet hatte. — Es konnte nicht schaden, daß jenes furchtbare Gericht, welches der Mansfelder über sein Regiment abgehalten, auch unseren Truppen als ein warnendes Beispiel bekannt gegeben wurde. In den ungarischen Feldzügen hatten die Kriegsleute gelernt, nur während der Sommermonate bei der Fahne zu bleiben. Sie fanden ihre Rechnung dabei, nicht länger zu dienen, und meuterten, wenn ihnen solche Zumuthung gestellt wurde. Denn, im Herbst und Winter zogen sie

oft mit zwei, drei, vier Jungen als „Gartbrüder" durch das Land, eine furchtbare Plage für den Landmann im östlichen Deutschland. In den Grenzländern Schlesien, Oesterreich, Böhmen, Steiermark war sogar von den Landesfürsten befohlen, jedem Soldaten, der auf der Garte umherstrich, einen Heller zu geben. So ertrotzten sie täglich einen halben Gulden und mehr; ihre Jungen stahlen, wo sie konnten, sie waren berüchtigte Hühnerfänger.

Am 26. October erfolgte der Aufbruch aus dem Lager bei Landskron, am 28. passirten wir Pardubitz, am 31. das, an der Sembera gelegene Städtchen Böhmisch-Brod, am 1. November Prag, am folgenden Tag den Flecken Unhoscht, und trafen Dienstag, 3. November, um die Mittagzeit, bei Rakonitz, westlich und zwei Tagemärsche von Prag entfernt, ein, wo die Böhmen ein festes Lager bezogen hatten und seit Ende October von dem katholischen Heer belagert wurden.

Die Spuren der Nähe eines großen Feldlagers hatten sich schon bei unserem Abmarsch aus Prag gezeigt, und traten immer deutlicher hervor, als wir Unhoscht erreichten und uns Rakonitz mehr und mehr näherten. Die Dörfer, die wir passirten, waren ohne Ausnahme verwüstet, und fast ganz von ihrer früheren Bevölkerung entblößt. Trotzdem es an Holz nicht fehlte,

hatten doch die Soldaten in ihrer Zerstörungswuth die Sparren der Dächer, die Scheunen- und Hausthüren und das übrige Haus- und Hofgeräth für ihr Bivouacfeuer benutzt. Alle Ställe waren geleert, und das Brummen einer Kuh, das Grunzen eines Schweines, das Gackern einer Henne längst verstummt. Das hungrige, beutelustige Kriegsvolk hatte den unglücklichen Landbewohnern keine Klaue, keine Feder übrig gelassen.

Im Lager selbst herrschte ein lustiges, wild bewegtes Leben und Treiben. Das schon bunt zusammengesetzte böhmische Heer wurde durch die Ankunft unserer Truppen nur noch bunter. Bei Einbruch der Dunkelheit flammten überall hohe Wachtfeuer empor, deren grellrother Schein die phantastischen Gestalten der Soldaten hell beleuchtete. Deutsche, Slaven und Ungarn trieben um die hellen Feuer herum ihr Wesen; man fühlte sich beim Anblick dieses bisher ungekannten Schauspiels, in eine andere Welt versetzt. Die Böhmen waren verstärkt durch die Truppen, welche die conförderirten Provinzen Oesterreich, Schlesien und Mähren gestellt hatten. Auch Graf Mansfeld hatte eine Reiterabtheilung nach Prag geschickt. Am stärksten aber waren die Ungarn vertreten.

Ebenso verschieden wie die Länder und Gaue, aus denen die hier versammelten Truppen stammten, waren [illegible] die Gewerbe, welche die Soldaten getrieben, bevor

sie, freiwillig oder gezwungen, zur Fahne geschworen hatten. Was kümmerte es die Obersten, sobald sie einmal den Werbtisch aufschlugen, wer der Bursch war, der das Handgeld nahm, welche Vergangenheit er hinter sich hatte, sobald er nur trotzigen, wilden Muth und tüchtige Fäuste zum festen Drauflosschlagen zeigte. Der, aus irgend welchem Kloster entsprungene feiste Mönch, der sein Brevier mit der Muskete vertauschen, und, statt der langen Kutte, das kurze Soldatenwamms anziehen wollte, war ebenso willkommen, wie jene Strolche, welche, von fahrenden Dirnen hinter einer Hecke geboren, ohne Vaterland, ohne Heimath, oft sogar ohne einen ehrlichen Namen waren. So lange ein solcher Mann dem Regiment angehörte, war er Soldat und nur Soldat; das Zelt bildete seine Heimath, der Raum, den die Fahne beschattete, sein Vaterland, für dessen Vertheidigung er Blut und Leben willig einsetzen mußte. Mochte er noch so roh und wild sein, sobald er nur Gehorsam im Dienst zeigte und sich in die Lagerordnung fügte, kümmerte sich Niemand darum. Daß dies aber geschah, dafür sorgte der Feldhauptmann. Sein Wille war eisern, und der General-Gewaltige stand jederzeit bereit, das, wegen Vergehen gefällte Urtheil schleunigst zu vollziehen. Die Strafen selbst waren äußerst streng: Soldabzüge für das Hospital oder in-

valide Soldaten, das hölzerne Pferd, in Eisen gelegt, Gassenlaufen, — dazu vermietheten sich harte Gesellen, indem sie das Verbrechen auf sich nahmen — Verlust der Hand, arquebusirt, gehängt. Und für ganze Truppentheile: Verlust der Fahne, außerhalb des Lagers liegen und dasselbe reinigen, und Decimirung. Die alten Malefizgerichte, in welchen die Gemeinen durch erwählte Schöffen selbst Recht sprachen, machten dem Standrecht, einem summarischen Verfahren Platz, bei welchem Schultheiß und Schöffen nicht saßen, und die Offiziere das Urtheil in der Hand hatten. Bald nach Beginn des Krieges hatten sich die Militärgerichte organisirt unter Vorsitz des Generalauditors; der Generalprofoß besorgte mit Galgen, Staupbesen und Henkerbeil die Executionen. Aber bei allen Strafen befand das Heer sich im Gegensatz zum Bürger und Bauer. Der Soldat wurde in Eisen gelegt, nicht in Stock und Gefängniß gesetzt; er durfte nicht an einem gewöhnlichen Landgalgen oder gemeinen Hochgericht gehängt werden, sondern am Baum oder Quartiergalgen, der in den Städten für die Soldaten auf dem Marktplatz errichtet ward. Die Formel, mit welcher der Delinquent dem Freimann übergeben wurde, lautete: „er soll ihn führen zu einem grünen Baum und aufknüpfen an seinem besten Hals, daß der Wind unter und über ihm zusammenschlägt, und soll

ihn Tag und Sonne anscheinen drei Tage, dann soll er wieder abgelöst und begraben werden, wie Kriegsgebrauch ist." Der meineidige Ueberläufer aber wurde an einem dürren Baum gehängt. Und wer mit dem Schwert gerichtet ward, den sollte der Scharfrichter führen auf einen freien Platz, wo am meisten Volk ist, und mit dem Schwert seinen Leib in zwei Stücke schlagen, daß der Leib das größte, und der Kopf das kleinste Theil bleibt.

Neben Mars, dem Gott des Krieges und der Schlachten, hatten auch Bacchus und Venus ihren Sitz im Feldlager aufgeschlagen und ward letztem gar eifrig gehuldigt. Viel demoralisirender aber als Wein und Liebe, wirkte das verabscheuenswerthe Hazardspiel sowohl auf Offiziere, als auf den gemeinen Mann. Hier, in dem großen Zelt, fast in der Mitte der längeren Reihe von Zelten gelegen, welche zur Wohnung der Generale und Obersten bestimmt sind, und vor denen überall ein Soldat aus dem zugehörigen Regiment schultert, und bestimmt für die gemeinsamen Bankette und Trinkgelage der Officiere, hat die Glücksgöttin eben so festen Fuß gefaßt wie vor den Bivouacfeuern der gemeinen Soldaten. Hier auf Trommeln und ausgebreiteten Mänteln, dort auf langen Spieltischen, die zahlreich von Kriegsleuten umringt sind, lagern hohe

Haufen von Goldgulden und Reichsthalern, untermischt mit holländischen Ducaten und anderen Münzen aus aller Herren Land, um die Habsucht der Spieler anzuregen. Das Kartenspiel der alten Landsknechte hatte der schnelleren Entscheidung durch Würfel weichen müssen. Oft war das Würfelspiel im Lager verboten, durch Rumormeister und Profoße verhindert worden; dann waren die Spieler heimlich hinter Hecken zusammen gekommen, und hatten ihr Commißbrod, ihre Waffen, Pferde, Kleider verspielt! So fand man gerathen, das Spiel unter die Aufsicht der Lagerwache zu stellen. Auf jedem Mantel oder Tisch rollten drei viereckige Würfel, in der Feldsprache „Schelmbeine" genannt; jeder Spielgesellschaft stand ein Scholderer vor; ihm gehörten Mantel, Tisch und Würfel, er hatte in streitigen Fällen das Richteramt, und erhielt seinen Antheil am Gewinn, oft aber auch Schläge. Denn häufig genug waren Betrug und falsche Würfel. Manche Würfel hatten zwei Fünfen oder Sechsen, andere waren mit Queckfilber und Blei gefüllt; es gab Würfel, welche oben leicht, unten schwer waren.

Für mich hatte das Hazardspiel von jeher etwas Dämonisches, und ich wich ihm aus, wo ich nur konnte. Die großen Geldsummen, die sich in der Bank aufhäufen, die bedeutenden, die fluctuirend hin und hergehen, ent-

rücken uns das Maß, mit welchem wir sonst, im geordneten Leben, erworbene Geldsummen betrachten. Man schämt sich, ein Goldstück zu achten! Man setzt etwas darein, es als eine geringe, gleichgültige Summe zu betrachten. Ungeheure Summen scheinen uns anzugehören, da wo sie sich mit so großer Leichtigkeit hin- und herbewegen, und man versinkt zuletzt in den nächtlichen Abgrund eines nicht erworbenen, sondern zufällig erlangten und erträumten unendlichen Reichthums. Es ist eine furchtbare, finstere Empfindung, die uns mit Vorwürfen begleitet und unheimlich durchdringt. Ich habe, obschon ich nur selten, und dann auch nur gezwungen, dem Spiel huldigte, diese Erfahrung auf eine Weise gemacht, die noch in der Erinnerung mich mit Grauen erfüllt.

Ich erwähnte bereits an einer anderen Stelle der buntartigen Zusammensetzung des böhmischen Heeres, und will nun noch, bevor ich zur Schilderung des blutigen Dramas übergehe, welches sich zwischen uns und den katholischen Truppen abspielte, einige Angaben über die Stärke der beiderseitigen Armeen machen. Das böhmische Heer zählte vor dem Eintreffen des, 5000 Mann starken, ungarischen Hilfcorps 16,000 Mann, und zwar: 11,000 Mann Infanterie, 5000 Reiter und 10 Geschütze, und erreichte daher, nach seiner Vereinigung

mit uns die Stärke von 21,000 Mann. Infanterie und Cavallerie waren sich an Zahl fast gleich; erste betrug 11,000, letzte 10,000 Mann. Zur Cavallerie gehörten, außer den ungarischen Regimentern „Cokats Istuan, Monqui, Chouši, Peter und Fekete“: die Reiterei Christians von Anhalt, unter dem Oberstlieutenant Streiff, 500 Mann; 1300 Mähren unter den Obersten Borseda, Kien und Stubenvoll, drei Compagnien Böhmen, 250 Mann, 650 Reiter unter dem jungen Anhalt, 500 Graf Hohenlohe, eine Compagnie, 250 Mann, Herzog Wilhelm von Weimar; 300 Mann, Generalmachtmeister Bubna, 300 Schlesier, 250 Reiter, Graf Solms, 300 Oesterreicher unter dem Oberstlieutenant Baron von Hofkirchen und endlich 400 Mann Mansfeldische Reiter unter Graf Stirum. Die Infanterie bestand aus den Abtheilungen: Graf Thurn der Jüngere 2200, Graf Hohenlohe 2000, Oberst Caplier 2400, Graf Schlick (Mähren) 2000, Anhalt der Jüngere 1000, Herzog von Weimar (Johann Ernst) 600, Oberstlieutenant Bechmann (Oberensische) 600 und Königs-Compagnie 200 Mann. — Die Gesammtstärke des katholischen Heeres betrug, soweit Recognoscirungen und Angaben von Gefangenen ein Urtheil gestatten: 40,000 Mann und 18 Geschütze. In der Folge hat diese Schätzung sich als richtig erwiesen, doch haben von den Oesterreichern,

die etwa 20,000 Mann zählten, — Infanterie und Cavallerie an Zahl ziemlich gleich — 8000 Mann am Tage der Schlacht gefehlt. Die bayrisch-ligistischen Truppen betrugen gleichfalls 20,000 Mann, und zwar: 17,000 zu Fuß, 3000 Reiter. Die bayrische Infanterie zählte 8000, die Reiterei 2000 Mann, während „die Geistlichen aus dem Reich" 9000 Soldaten zu Fuß und 1000 Reiter gestellt hatten. In jedem Falle war das katholische Heer, das aus Deutschen, Italienern, Spaniern, Wallonen und Polen bestand, dem böhmischen bedeutend überlegen. Es ist Thatsache, daß am Tage der Schlacht mehr als 30,000 Streiter dem nur 20,000 Mann starken böhmischen Heer gegenüberstanden.

Inzwischen war großer Mangel an Proviant im katholischen Heer eingetreten, und die Führer desselben beschlossen, die Belagerung der Böhmen aufzuheben, sobald der, von Bayern aus erwartete, bereits auf dem Marsch befindliche Provianttrain eingetroffen sein würde. Die Tage wurden kürzer, die rauhe Jahreszeit nahte, und ein Angriff auf das äußerst feste Lager bei Rakonitz erschien von vorn herein völlig aussichtslos. Diese Umstände wirkten bestimmend auf die Entschließungen der Generale des katholischen Heeres; sie vermutheten auch, und hierin sollten sie sich, wie die Folge lehren wird, nicht getäuscht haben, daß ihr Abmarsch das böhmische

Heer veranlassen würde, seine feste Stellung bei Rakonitz aufzugeben und ihnen zu folgen.

Am 4. November erfuhr der Generalissimus, Fürst Christian von Anhalt, durch Ueberläufer, daß der erwartete Proviant in den Abendstunden des 3. November beim katholischen Heer angelangt und am folgenden Tage vertheilt worden sei; ebenso auch vernahm er, daß der Gegner die Absicht habe, am 5. November aus seinen bisherigen Positionen auszurücken. Und in der That! In den Mittagsstunden des letztgenannten Tages wurde auf Seite der Böhmen das Abbrechen des feindlichen Lagers deutlich wahrgenommen, nur vermochte man vorerst nicht, sich über die eigentlichen Absichten des Gegners zu einigen. Doch schon um 3 Uhr nachmittags ward alles klar: das ganze katholische Heer befand sich im vollen Marsch auf der Prager Heerstraße nach Lischan hin. Nunmehr war höchste Eile den Böhmen geboten; und kaum erkannte Christian, daß Prag das Ziel des Feindes sei, als er auch schnell seine Entschlüsse faßte. Noch am selben Abend mußte Graf Thurn der Aeltere mit dem Infanterie-Regiment des jungen Thurn aus dem Lager von Rakonitz aufbrechen, um mittels Nachtmarsches Prag noch vor dem Feinde zu erreichen, den Hradschin und die Kleinseite zu besetzen. Christian selbst wollte am folgenden Tag

mit dem Gros der Armee folgen. Hiermit war die Hoffnung der Führer des katholischen Heeres schnell erfüllt worden! Die Böhmen hatten sich veranlaßt gefunden, ihr festes Lager zu verlassen, und sich der Gefahr eines plötzlichen Angriffs ausgesetzt.

Am 6. November brachen wir denn von Rakonitz auf, und eilten, auf völlig ungebahnten Wegen, direct auf Prag los, um dem, nördlich von uns und in gleicher Richtung von Lischan nach Straschitz und Unhoscht sich fortbewegenden katholischen Heer, einen Vorsprung abzugewinnen. Diese Absicht gelang! Denn, obschon Herzog Maximilian den Befehl ertheilte, die gesammte Bagage seiner Armee zurück zu lassen, um uns desto erfolgreicher nacheilen zu können, erreichten wir doch am Sonnabend, 7. November, um die Mittagzeit, den Flecken Unhoscht, und waren nun dem Feind um einen halben Tagmarsch voraus. Hier, in Unhoscht, verließ König Friedrich sein Heer, dem Fürsten Christian von Anhalt, den er beim Scheiden herzlich umarmte, die Leitung des Ganzen überlassend. Er selbst eilte nach Prag.

Bis gegen 8 Uhr abends rasteten wir bei Unhoscht, da Mann und Pferd durch die anstrengenden Märsche auf's Höchste ermüdet waren; alsdann aber stellten wir uns in Schlachtordnung auf, um den Marsch auf Prag

fortzusetzen und in dieser Weise für heute jedem Kampf auszuweichen. Es war die höchste Zeit, denn schon zeigte sich der Vortrab der Bayern, Fußvolk und Reiterei, vor welchem unsere, in der Nachhut befindlichen Husaren, das Regiment Cokats Istuan, weichend zurückgingen. Nachdem eine Abtheilung Musketiere vorauf gezogen war, um sich des Ueberganges über einen Sumpfstreifen zu bemächtigen, der sich zwischen dem weißen Berg — unserer zu nehmenden Aufstellung — und einer davor gelegenen Anhöhe hinzieht, brachen wir bald nach 8 Uhr auf, und trafen um 1 Uhr nachts auf dem westlich von Prag gelegenen weißen Berge ein. —

Den feindlichen Feldwachen war aber unser Abmarsch nicht unbekannt geblieben, und bald nach 9 Uhr abends ertheilte Herzog Maximilian den Befehl zum Aufbruch seines Heeres und zu unserer Verfolgung. Die kaiserlichen Truppen waren noch zurück; Maximilian schickte reitende Boten an sie ab, sie zu eiligem Herankommen auffordernd. Der österreichische Feldherr, Graf Boucquoy, ließ sein Einverständniß mit den Entschließungen des Herzogs melden, diesen auch wissen, daß er bereits dem Oberst Gaucher Befehl ertheilt habe, mit 500 Reitern zur nachdrücklichen Verfolgung des böhmischen Heeres aufzubrechen. Diese Maßregel, so unbedeutend sie auch erschien, sollte doch nicht ohne nachtheilige Folgen für

uns sein. Und nicht viel hätte gefehlt, so wäre schon in der Nacht das Schicksal des böhmischen Heeres entschieden worden. In muthigem Anlauf überfiel jene Reiterschaar das Lager der Ungarn, die sich sorglos, ohne die geringsten Vorsichtsmaßregeln, zur Ruhe begeben hatten. Es entstand ein wildes Getümmel, in welchem wir, die so jählings Ueberfallenen, den Kürzeren zogen. Viele unserer Leute wurden niedergehauen oder verwundet, worauf sich die Kaiserlichen, mit einer Menge erbeuteter Pferde belastet, zu unserem Glück, auf den Rückzug begaben. In wilder Flucht und bei starkem Nebel, der die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag stockfinster machte, warfen sich die Ungarn auf das böhmische Heer, dessen Reihen erschüttert wurden und zersprengt worden wären, wenn der Gegner seinen Vortheil besser benutzt hätte.

Ich war mit einer leichten Kopfwunde davon gekommen, während mein väterlicher Freund, Capitain Hornat Janucki, einen Stich in die linke Brustseite erhalten hatte, der nicht ohne Gefahr zu sein schien. Ich mußte ihn für den Augenblick verlassen, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen, kehrte aber, und zwar in Begleitung des Regiments-Chirurgen, welchen Oberst Cokats Istuan, auf meine Meldung von der Verwundung des Capitains, bereitwilligst mir mitgegeben hatte, bald

zu ihm zurück. Der Arzt untersuchte die Wunde, erklärte sie für bedenklich und legte den ersten Verband an. Nachdem auch meine eigene Wunde ein Pflaster erhalten hatte, beschaffte ich in möglichster Eile einen Wagen, der zur Hälfte mit Stroh gefüllt war, legte den Verwundeten darauf und begleitete zu Pferd das Fahrzeug nach Prag. Mein Oberst hatte mir Urlaub mit dem Bedeuten ertheilt, spätestens in 4—5 Stunden beim Regiment wieder einzutreffen, da eine Schlacht unvermeidlich schien. Ich geleitete meinen Capitain nach der Kleinseite, dem ältesten, aber auch schönsten Stadttheil von Prag. Dort befand sich, im Hause des Weinhändlers Steiskall, ein Offizier unseres Regiments, Lieutenant Nadasdy, der auf dem Marsch von Böhmisch Brod nach Prag das Unglück gehabt hatte, mit dem Pferd zu stürzen und den rechten Arm zu brechen. Da derselbe uns die Kunde nach dem Lager von Rakonitz hatte zukommen lassen, daß er sich in dem Hause Steiskall's äußerst behaglich fühle, so zögerte ich um so weniger, letztes aufzusuchen, als ich mit den Verhältnissen Prags völlig unbekannt war, ebenso auch Eile hatte, um bei guter Zeit zu meinem Regiment zurückzukehren. Es war 5 Uhr morgens, als wir vor dem bezeichneten Haus anlangten. Die Nachrichten von der Nähe des Feindes und dem bereits stattgefundenen nächt-

lichen Kampf hatten beunruhigend und entmuthigend auf die Bevölkerung Prags gewirkt. In allen Häusern der Straßen, die wir in der frühen Morgenstunde durchzogen, ebenso auch im Haus des Weinhändlers Steiskall, brannte Licht; Niemand schien sich der Nachtruhe hingegeben zu haben. Ich konnte deshalb auch schnell mich meiner Geschäfte entledigen, und ritt bereits um 6 Uhr, nachdem ich meinen Capitain bestens untergebracht und der Fürsorge des Hauswirths und des Lieutenants Nadasdy dringend empfohlen hatte, in scharfem Trab zu meinem Regiment zurück. Das Glockengeläut von den zahlreichen Thürmen Prags, das die Andächtigen zum Frühgottesdienst in die Kirche rief, hatte etwas ungemein Feierliches, und ergriff mein Gemüth auf's Tiefste! Nur zu bald sollte es Tausenden, die jetzt noch der Jugend, des Glückes und der besten Gesundheit sich erfreuten, zum Grab- und Todengeläute werden!

Bei meiner Rückkehr herrschte im böhmischen Heer das regste Leben, und, nachdem der Nebel sich einigermaßen verzogen hatte, schritt Fürst Christian ohne Verzug zur Wahl des Schlachtfeldes. Merkwürdiger Weise, und trotz der unmittelbaren Nähe des Feindes, der, voran die Bayern, hinter ihnen die Kaiserlichen, brreits um 12 Uhr nachts von seinem letzten Sammelplatz auf-

gebrochen und in Eile auf Prag vorgerückt war, glaubte Niemand im Heer Christians an eine Schlacht für den heutigen Tag. Es ist völlig unerfindlich, worauf eine derartige Annahme sich stützte. Daß dieselbe aber vorhanden war, beweist zur Genüge die Thatsache, daß wir am 8. November ohne „Feldgeschrei" geblieben sind. Doch, dem sei wie es wolle, der Generalissimus unterließ zum wenigsten nicht, sein Heer in Schlachtordnung aufzustellen und in eine Position zu bringen, in welcher es jedem Angriff erfolgreich begegnen konnte. Die Oertlichkeit konnte kaum günstiger gedacht werden. Der breite Rücken des weißen Berges, welcher nach Prag hin sanft abfällt, bot hinreichend Platz zur Unterbringung sämmtlicher Truppen. Die rechte Flanke hatte einen Stützpunkt im Thiergarten zum Stern, der mit Bäumen dicht bestanden und durch eine starke Mauer eingeschlossen war, während zur linken Seite ein Abhang sich befand, und der Rücken durch das stark befestigte Prag Deckung hatte. Ein Angriff auf diese Stellung konnte nur von vorn her erfolgen, und hier fiel der Berg rauh und steil ab, so daß er nur mühsam zu erklimmen war. Zwischen dem weißen Berg und der, vor seinem Fuß gelegenen Anhöhe zog sich ein Sumpfstreifen hin, über welchen nur ein schmaler Steg führte, und der, wie bereis erwähnt, am 5. November durch das Infanterie-

Regiment des jungen Thurn besetzt worden war. Fürst Christian hatte sein Heer in drei Schlachtreihen getheilt, von denen er die beiden ersten parallel hinter einander aufstellte. In der dritten Schlachtreihe, und zwar in einem Bogen hinter der zweiten, befanden sich die ungarischen Reiter-Regimenter, denen die Aufgabe zufiel, bei etwaigem Kampf um die Flügel der,. vor ihnen stehenden Treffen herum vorzubrechen und dem Feind in die Flanken zu fallen. Leider wurden die Anordnungen so schlecht ausgeführt, daß die Reiterei, die hinter dem linken Flügel der Böhmen halten sollte, im Augenblick der Entscheidung noch gar nicht zur Stelle war. Die Königs-Compagnie, sowie die Truppen des Herzogs Johann Ernst von Weimar und das Infanterie-Regiment Anhalt des Jüngeren, im Ganzen 1800 Mann, hielten den Thiergarten zum Stern besetzt, während vor der Schlachtlinie, und zwar in der Mitte derselben, 4 Compagnien Reiter aufgestellt waren, zu deren Seiten je 5 Geschütze hielten. Den Befehl über den rechten Flügel führte Fürst Christian selbst, den linken Flügel commandirte Graf Hohenlohe.

Schon beim Grauen des Morgens waren die Vortruppen des ligistischen Heeres in der Nähe eines Dorfes bei Prag auf die Böhmen gestoßen, und hatte der bayrische Feldherr sofort Meldung hierüber an den

Herzog Maximilian und den Grafen Boucquoi ergehen lassen. Maximilian, der bereits um Mitternacht zu Pferd gestiegen war, eilte, begleitet von Boucquoi, der sich, eines Schusses wegen, den er am 4. November erhalten hatte, in einem Wagen fortfahren ließ, alsbald zur Stelle, und man beschloß nun, dem Vorschlag Tillys gemäß, nicht diesseit des Dorfes, wie Boucquoi angerathen, Aufstellung zu nehmen, sondern dasselbe ohne Zögern zu passiren und die Truppen auf der anderen Seite zu ordnen. Eine Recognoscirung, welche der General-Wachtmeister der Armee, Freiherr von Anholt, mit 200 Reitern auf Befehl Tillys vornehmen mußte, hatte ergeben, daß jenseit des Dorfes eine Ebene gelegen, die völlig geeignet zur Aufstellung des Heeres erschien.

Noch waren die kaiserlichen Truppen nicht heran, und Maximilian zögerte mit einem ernstlichen Angriff, weil er sich den, an Zahl ihm gleichen Böhmen allein nicht gewachsen fühlen mochte. Aber dennoch hatten inzwischen die Bayern schon wesentliche Erfolge errungen. Nachdem sie durch das erwähnte Dorf marschirt waren, überschritten sie eine Brücke, die auffallender Weise von den weichenden Böhmen nicht vertheidigt wurde. Man muß die Ursachen dieses groben Verstoßes gegen die elementarischen Regeln der Taktik in der Uneinigkeit der Führer, der Unbotmäßigkeit der Truppen, die seit längerer

Zeit keinen Sold mehr erhalten hatten, und in dem übermäßigen Schrecken suchen, in welchen der nächtliche Ueberfall die Soldaten versetzt hatte. Die Böhmen wollten von keinem Deutschen befehligt werden; sie murrten laut, als König Friedrich den Oberbefehl dem Grafen Thurn abnahm und an seine Generale, Fürst Christian von Anhalt und Georg Graf v. Hohenlohe, übertrug. Letzter und Graf Thurn hatten nicht blos kein Vertrauen zu einander, sondern einer haßte den andern, einer suchte dem andern Schaden zu bereiten, so viel er nur konnte.

In so heilloser Verfassung befand sich das böhmische Heer, als es sich um die Vertheidigung der wichtigsten Positionen handelte! Ohne Mühe überschritt Freiherr von Anhalt die Brücke, und gleich darauf bemächtigte sich der Oberst Floreinville mit seinem Regiment einer Höhe, die, obschon von hoher strategischer Bedeutung, dennoch bereits von den Böhmen verlassen war. Nun passirte das ganze bayrische Heer ungehindert den schmalen Steg, vermied es aber, in der bequemeren Weise nach rechts hin aufzumarschiren, um nicht der Deckung zu entbehren, welche die schützende Vorhöhe gegen das feindliche Feuer gewährte.

Christian von Anhalt soll zwar die Absicht gehabt haben, die Bayern während ihres Aufmarsches anzu-

greifen; aber die Ausführung unterblieb, weil die anderen Generale Einspruch erhoben. Diese waren der Meinung, daß aus einem derartigen Angriff sich leicht eine Schlacht entwickeln könnte, welcher man doch auszuweichen suchte. Man hielt es für zweckmäßiger, die in Eile aufgeworfenen Schanzen zu vermehren, und den Angriff des Gegners in einer festen Stellung zu erwarten.

Inzwischen waren Boucquois Truppen herangekommen, und die Aufstellung des gesammten katholischen Heeres hatte begonnen. Man formirte zwei Treffen; das erste bildeten zwei Infanterie-Colonnen nebst der erforderlichen Reiterei; das zweite, gewissermaßen die Reserve, bestand aus drei Infanterie-Colonnen. Die kaiserlichen Truppen, befehligt von Tiefenbach, nahmen den rechten, die bayrischen, unter Tilly, den linken Flügel der Aufstellung ein.

Mit dem Schlachtruf „Maria"! ging das katholische Heer zwischen 12 und 1 Uhr mittags auf der ganzen Front zum Angriff über. Christian von Anhalt hatte soeben Kriegsrath gehalten, und man soll noch immer der Ansicht gewesen sein, daß es an diesem Tage nicht zur Schlacht kommen werde. Jetzt, da diese Erwartungen sich als trügerisch erwiesen, ließ man schnell die Arbeit an den Schanzen einstellen und rüstete sich zur Abwehr

des zu erwartenden Angriffs. Fürst Christian soll sich, so erzählte man, mit der Hoffnung auf Sieg getragen haben.

In leidlicher Ordnung und stehenden Fußes erwartete das Fußvolk des böhmischen Heeres den Angriff, während sein Geschütz lebhaft das des Feindes erwiderte. Als jedoch die Schlachtlinie des katholischen Heeres sich bis auf eine Entfernung von 400 Schritt genähert hatte, verfiel das Fußvolk des Grafen Thurn in eine so feigherzige Bestürzung, daß es, nachdem es theilweis die Musketen abgefeuert hatte, eiligst die Flucht ergriff. Diesem Beispiel folgten alsbald die drei Compagnien böhmischer Reiter, ebenso auch die Cavallerie des Oberstlieutenants Streiff, 500 Mann, die Fürst Christian von Anhalt, den Degen in der Hand, selbst nicht mehr zu halten vermochte. Nur schwach vertheidigten sich die Truppen des Grafen Solms und des Generalwachtmeisters Bubna, während Oberst Stubenvoll, die Grafen Schlick und Stirum, Baron v. Hofkirchen und Oberstlieutenant Bechmann, letzter mit dem Ober-Ensischen Fußvolk, eifrig bemüht waren, die Ehre des Tages zu retten.

Indessen warf sich der jüngere Anhalt mit seinen 700 Reitern entschlossen auf den Gegner, und so heftig war der Anprall dieser tapferen Reiterschaar, daß die kaiserliche und bayrische Cavallerie, die zunächst von

ihm betroffen wurde, zu wanken begann und schließlich weichen mußte. Der muthige Anhalt verlangte jetzt dringend Succurs, und ließ die ungarische Reiterei, die er hinter dem linken Flügel der Schlachtordnung aufgestellt wähnte, zu eiligem Hervorbrechen auffordern. Aber wir wissen bereits, daß mangelhafte Ausführung der erhaltenen Ordre die ungarische Cavallerie gar nicht an der Stelle hatte erscheinen lassen, von welcher aus sie jetzt vielleicht das Schicksal des Tages, ja des ganzen Feldzuges hätte entscheiden können. Vergeblich war der Versuch, den unser Regiment, Oberst Cokats Istuan, machte, den tapfer kämpfenden Reitern Anhalts beizuspringen; wir brachen rechts hinter der Schlachtlinie vor und warfen uns beherzt auf das Reiterregiment La Croy, das wir auch zurückdrängten; aber gleich darauf erhielten wir von dem kaiserlichen Infanterie-Regiment Herzog Julius von Sachsen ein so heftiges Feuer, daß Alles im Nu wendete und sich auf die eiligste Flucht begab. Um diese Zeit war auch der Kampf des jüngeren Anhalt in die Entscheidung getreten. Der bayrische Oberst Kratz hatte sich mit seinen 500 Reitern so ungestüm auf die, bereits im Ermatten begriffene Cavallerie Anhalts geworfen, daß diese völlig gesprengt wurde, ihr tapferer Führer aber, aus zwei Wunden blutend, als Gefangener in die Hände des

Feindes fiel. Der unglückliche Ausgang dieses Kampfes führte nun schnell die Entscheidung des Ganzen herbei. Unaufhaltsam drangen Bayern und Wallonen vor und erstiegen die Schanzen. Was von dem böhmischen Heer nicht floh, wurde niedergemacht oder gefangen genommen. Die Schlacht hatte kaum eine Stunde gewährt; Kaiserliche und Liguisten hatten den entscheidendsten Sieg erfochten!

Die Fliehenden eilten zum Theil dem Thiergarten zum Stern, zum Theil der Stadt Prag und der Moldau zu. Allen voran die Ungarn, von denen viele bei dem Versuch, die Moldau zu durchschwimmen, ertranken. Die ungarischen Regimenter hatten allerdings keinen sonderlichen Muth entwickelt; daß sie aber die Ersten auf der Flucht waren, ist doch wohl zum größten Theil dem Umstand zuzuschreiben, daß sie die Letzten in der Schlachtordnung gewesen waren.

Man gestatte mir einige psychologische Bemerkungen über den Muth. Es giebt Männer, die mit größter Entschlossenheit Amt und Wohlstand aufopfern, den höchsten Behörden trotzen, um ihrer unerschütterlichen Ueberzeugung zu folgen; und doch sind diese oft die furchtsamsten Naturen. Es giebt einen allgemeinen Muth, wie es auch ein allgemeines Gedächtniß giebt. Den allgemeinen Muth kann man, wie das die Sprache im

täglichen Gebrauch thut, „Courage" nennen. Wer diese Art des Muthes besitzt, ist keineswegs gewillt, sein Leben hinzugeben; er fühlt es vielmehr erst in seiner ganzen Energie bei einem Spiel auf Leben und Tod. Wie der Spieler, wenn er sein ganzes Vermögen auf eine Karte setzt, es doch offenbar nicht in der Absicht thut, es zu verlieren, vielmehr, um den Besitz als solchen, in immer tieferer Bedeutung zu erringen. Der thätige, umsichtige Handelsherr kann sich entschließen, eine große Unternehmung zu wagen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit einen bedeutenden Gewinn verspricht. Er ist dem Spieler anscheinend verwandt, aber dennoch zugleich von ihm ganz und gar verschieden. Je besonnener er verfährt, desto mehr beschleicht ihn die Furcht; er ist nicht blind gegen diese, wie der Spieler; aber die wahre und bedeutende Unternehmung fängt erst an, sobald er diese Furcht bewältigt, den oft harten Kampf mit ihr bestanden hat. So nun auch der Muth des großen Feldherrn, verglichen mit dem des rohen Kriegers, welcher Courage besitzt. Freilich schließen beide Arten des Muthes sich nicht nothwendig aus. Der allgemeine hängt von dem geschichtlichen Zustande des Volkes, von der Gewohnheit ab. In einem rohen Zustand fortdauernder Kämpfe ist es schwer, beide zu unterscheiden. Wo gefährliche Angriffe zu den Elementen des Daseins

gehören, wird der Muth Gewohnheit. Türken, Russen und andere kriegerische Volksstämme liefern den besten Commentar für diese Behauptung. —

Ich kehre nun zur Schilderung des Ausgangs der Schlacht zurück. Diejenigen Truppen des böhmischen Heeres, die sich in den Thiergarten zum Stern gerettet hatten, mußten sich auf Gnade oder Ungnade ergeben, während die Fliehenden bis zu den Thoren der Stadt verfolgt wurden. Fürst Christian von Anhalt war der Letzte auf der Stätte des Kampfes gewesen! Als er endlich einsah, daß nichts mehr zu retten war, eilte auch er nach dem schützenden Prag.

Maximilian und Boucquoi begnügten sich mit der Behauptung des Schlachtfeldes; doch ließen sie ihre Truppen näher an die Stadt heranrücken, und das Fußvolk hart unter den Mauern derselben lagern. Die große Ermattung der Mannschaft, ebenso auch der Umstand, daß der Hradschin von den Böhmen noch besetzt gehalten wurde, ließen weitere Unternehmungen für diesen Tag nicht rathsam erscheinen.

Die Verluste des böhmischen Heeres waren sehr bedeutend; es blieben in der Schlacht und auf der Flucht mehr als 4000 Mann; außerdem fielen 100 Fahnen, die ganze Bagage und sämmtliche Geschütze in die Hände des Siegers. Von höheren Befehlshabern auf böhmischer

Seite war gefallen Oberſtlieutenant Baron von Hoffkirchen; gefangen wurden der jüngere Anhalt mit ſeinem Oberſtlieutenant, Graf Schlick und ein Rheingraf.

Weſentlich geringer waren die Verluſte beim katholiſchen Heer; die Bayern hatten 400, die Kaiſerlichen ſogar nur 300 Mann eingebüßt. Es blieben: Oberſt von Meggau, Commandeur eines kaiſerlichen Reiterregiments und der kaiſerliche General-Quartiermeiſter Coratti, während Pappenheim ſchwer verwundet wurde.

Die Schlacht am weißen Berg hatte das ganze Schickſal Böhmens entſchieden. König Friedrich gerieth bei der Nachricht von der erlittenen Niederlage in ſolche Beſtürzung, daß er völlig die Faſſung verlor und nur noch an die eigene Rettung dachte. In dem feſten Prag hätte er ſich noch lange halten können, wenn er ſich darin, wie die Huſſiten es gethan, verſchanzt und den Entſatz durch ſeine Freunde abgewartet hätte. Der tapfere Mansfeld mit ſeinem fliegenden Corps ſtand noch intact in dem, drei bis vier Tagemärſche entfernten Pilſen; Bethlen Gabor konnte jeden Augenblick ſich feindſelig erklären und die Macht des Kaiſers nach der ungariſchen Grenze ablenken, während die geſchlagenen Böhmen ſich wieder erholen, Krankheiten, Mangel an Lebensmitteln und rauhe Witterung aber den Feind aufreiben konnten. Friedrich fürchtete jedoch den Unbeſtand

der Böhmen, welche leicht der Versuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung seiner Person die Verzeihung des Kaisers zu erkaufen, und beschloß deshalb zu fliehen. Er verließ am Morgen nach der Schlacht, Montag, 9. November, Prag, und mit ihm flohen Christian von Anhalt, Graf Thurn der Aeltere, Graf Hohenlohe, Graf Dohna, Herr von Ruppa und viele Andere. Die Flucht erfolgte so übereilt, daß der Fürst von Anhalt seine geheimsten Papiere und König Friedrich sogar seine Krone zurückließ. „Ich weiß nun, wer ich bin," sagte der unglückliche Monarch zu seiner Umgebung; „es giebt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind!" Vor den Thoren der Stadt begegnete der König 6000 Ungarn, die zu seiner Verstärkung heranzogen; sie dürften ihm unter den obwaltenden Verhältnissen nur als eine Ironie des Schicksals erschienen sein. Es war zu spät! Die Flucht des Königs ging über Nimburg, Jaromir und Glatz nach Breslau. Wie wenig Respect die eigenen Truppen vor ihm hatten, geht daraus hervor, daß er von ihnen angehalten und, wie man erzählte, sogar geplündert wurde.*)

*) Von Breslau aus floh Friedrich, der mit Böhmen auch zugleich seine Erblande verloren hatte, über Berlin nach den

Gleich nach der Flucht des Königs ergaben sich der Hradschin und die Kleinseite, und schon um die Mittagszeit des 9. November hielt das katholische Heer seinen Einzug in Prag. Auf die, von Seite der böhmischen Stände vorgeschlagenen Bedingungen bei Uebergabe der Stadt war Herzog Maximilian von Bayern nicht eingegangen. Bedingungslos mußten sich die Alt- und

---

Niederlanden. Er ward im Januar 1621 in die Reichsacht gethan und erhielt den Spottnamen „Winterkönig", wahrscheinlich weil er in einem Winter zum König gekrönt, im darauffolgenden aber schon wieder beseitigt wurde. Erst im folgenden Jahr, als sein Verbündeter, Graf Mansfeld, den ligistischen General Tilly bei Wiesloch schlug, kehrte Friedrich nach seiner Heimath zurück, um Zeuge der Wiedereroberung seines Landes zu sein, mußte jedoch, nach der Niederlage seines anderen Bundesgenossen, des Herzogs Christian von Braunschweig, auf's Neue flüchten. Nun rief er zwar die Gnade des Kaisers an und ergab sich auf Gnade oder Ungnade; dieser belohnte aber den Herzog Maximilian von Bayern mit der Pfalz, worauf Friedrich unstät umherirrte und zeitweis im Lager der protestantischen Heere weilte, ohne jedoch thätigen Antheil am Kampf zu nehmen. Die Nachricht von dem Tode Gustav Adolph's bei Lützen erschütterte ihn tief und warf ihn auf's Krankenlager. Er starb am 19. November 1632 zu Mainz; seine Leiche ward zunächst nach Metz, sodann nach Sedan gebracht, wo dieselbe spurlos verschwunden ist. Erst die Söhne Friedrichs wurden wieder in ihr Erbland eingesetzt.

Anmerk. d. Verf.

Neustadt ergeben, während die noch in diesen Stadttheilen befindlichen Soldaten freien Abzug erhielten, und am 11. November mußten die Prager Stände, zwei Tage später auch die Stände von Böhmen, vor Maximilian den Eid gegen den Kaiser ablegen. Die härteste Strafe traf Prag durch die Plünderung — ein Schicksal, dem, seit Beginn des Krieges, keine eroberte Stadt entging. Man hat diese grausame Maßregel, in Bezug auf die böhmische Hauptstadt, in Abrede zu stellen und zu verschweigen gesucht, aber nichts destoweniger ist es Thatsache, daß Prag vom 9. bis zum 18. November geplündert, und „der gemeinen Plünderung" erst an dem letzgenannten Tage aus dem Grund Einhalt gethan wurde, daß die Stadt sich erboten hatte, mit 20 Tonnen Gold sich davon loszukaufen. Ich selbst bin Zeuge der Greuel gewesen, welche das katholische Heer nach seinem Einzug in Prag verübte.

Als die ungarische Reiterei sich vom weißen Berg aus auf die Flucht begab, und Jeder nur noch an die eigene Rettung dachte, schlug ich, besser vertraut mit den örtlichen Verhältnissen, einen Weg ein, der mich zur Stadt führte, während die Mehrzahl der Fliehenden ihren scharfen Ritt bald durch die Fluthen der Moldau gehemmt sah. Ohne Hinderniß gelangte ich nach der Kleinseite und dem Haus des Weinhändlers Steiskall,

der bereitwilligst auch mir einstweilige Unterkunft gewährte. Lieutenant Nadasdy, dessen Vergangenheit durch politische Agitationen stark compromittirt war, fürchtete die Rache der Sieger, und begab sich, trotz des gebrochenen Arms, noch am Abend des 8. November auf die Flucht in der Richtung nach Nimburg. Ich selbst würde ihm gern gefolgt sein, da auch ich, als ungarischer Soldat, mehr noch als Ausländer, wenig Hoffnung auf eine glimpfliche Behandlung hatte, falls ich in Gefangenschaft gerieth. Aber die Pflicht hielt mich zurück! Ich konnte unmöglich meinen braven Capitain verlassen, an den die Gefühle der Dankbarkeit, Freundschaft und Hochachtung mich fesselten, und dessen Stunden, wie der behandelnde Arzt mir versicherte, bereits gezählt waren. Der Schwerverwundete erkannte mich nicht mehr, als ich an sein Krankenlager trat; er befand sich bereits im Todesröcheln. Der Stich, den er bei dem nächtlichen Ueberfall erhalten, war tief in die Brust eingedrungen, und hatte die Lunge verletzt; auf Rettung war nicht mehr zu hoffen. Ich setzte mich in tiefster Bekümmerniß an das Bett Janucki's, und verließ ihn nicht eher, als bis er die Augen zum ewigen Schlaf geschlossen hatte. Es war um die fünfte Morgenstunde des 9. November, als mein väterlicher Freund mit dem letzten Athemzug seine treue Seele aushauchte. — Ich hätte nun fliehen

sollen — mir wäre dann, menschlicher Voraussicht nach, manche Bitterkeit des Lebens erspart geblieben und meine Zukunft würde sich ganz anders gestaltet haben! Aber Pietät hielt mich zurück; ich wollte meinen theuren Freund nicht eher verlassen, als bis er seine letzte Ruhestätte gefunden haben würde. Ohne Störung verliefen die Tage bis zum 11. November, ungehindert erfolgte auch die Beerdigung des geliebten Todten in den Nachmittagstunden des genannten Tages, und schon wähnte ich mich gerettet, da ich meine Flucht in der Frühe des nächsten Tages bewerkstelligen wollte, als plötzlich, am späten Abend des 11. November, starkes Gepolter an der Hausthür und lautes Sprechen auf der Straße vernehmbar wurden. Ich eilte hinaus und fand meinen Hauswirth, bleich und starr von Entsetzen, umringt von einem Dutzend Soldaten, die, wie ich bald erfuhr, dem kaiserlichen Reiter-Regiment „Florentius" angehörten. Die Absicht, welche diese Unholde in unser, bisher so friedliches Haus getrieben, offenbarte sich nur zu bald, und in unserer Macht lag es nicht, dieselbe zu vereiteln. Die Klugheit gebot vielmehr, wenigstens mir, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. So mußte ich es denn ruhig geschehen lassen, daß nicht blos das herrliche Pferd meines verstorbenen Capitains, welches ich glücklich nach Prag gebracht hatte, als ich den Verwundeten eben

dahin geleitete, sondern auch mein eigenes, ein prächtiger ungarischer Rapphengst, aus dem Stall gezerrt und fortgeführt wurden. Auf diese Weise war ich des besten Requisits zu der beabsichtigten Flucht beraubt, und ich beschloß nun, letzte meinen gesunden Beinen anzuvertrauen. Meine Baarschaft war, durch Beschaffung eines bürgerlichen Anzugs, stark zusammengeschmolzen, und betrug nur noch zehn Goldgulden und einige Reichsthaler. Mit diesem Geld konnte ich kein Pferd erstehen, ganz abgesehen davon, daß auch die Klugheit gebot, mich nicht der letzten Hilfsmittel zu berauben, und die, nicht unbedeutende Summe, welche ich unter dem Nachlaß meines verstorbenen Capitains vorfand, wollte ich um keinen Preis der Welt berühren, vielmehr bei nächster Gelegenheit ungeschmälert den Hinterbliebenen zustellen. Aber unerwartet, und schneller als ich dachte, sollte ich aller Sorge um die nächste Zukunft überhoben sein. In der frühen Morgenstunde des 12. November, noch ganz im Dunkel der herbstlichen Nacht, erwachte ich plötzlich aus tiefem Schlaf, und war nun nicht wenig erstaunt, in meinem Zimmer vier Militärs zu erblicken, die durch den matten Schein einer Laterne spärlich beleuchtet wurden. Einer derselben, der dicht an mein Bett trat, gab sich mir als „Officier" zu erkennen, und forderte mich, angeblich im Auftrag des zum Comman-

danten von Prag creirten Obersten Comte di Marcosa, höflich, aber doch auch gemessen auf, mich anzukleiden und ihm als Gefangener zu folgen. Wo man weiß, daß man sich fügen muß, da scheint dasjenige, was geboten wird, wie das Naturgesetz zu unserem Wesen zu gehören. Ich erkannte die Aussichtslosigkeit eines jeden Widerstandes und schickte mich, schnell entschlossen, in das unabänderliche Fatum. Ein leiser Schrecken aber durchbebte meine Glieder, als ich, den Hausflur betretend, einen der escortirenden Soldaten eine Standarte, die ich sofort als die unseres Regiments erkannte, und die ich, zur Seite meines Capitains in den Strohwagen gelegt, glücklich nach Prag gerettet hatte, mit den Worten ergreifen sah: „Nicht wahr, Herr Fähnrich! das ist wohl das Fähnlein, welches Ihr dem Regiment Cokats Istuan im Kampf gegen unsern gnädigsten Kaiser vorangegetragen?“ Ich war offenbar verrathen. Schnell noch einen Händedruck meinem braven Hauswirth und dann hinaus in die Nacht und einer ungewissen Zukunft entgegen.

3. Capitel.

Verhör auf der Commandantur. — Verurtheilung und Transport nach Olmütz. — Gefangenschaft. — Der Festungs-Commandant. — Correspondenz. — Ein alter Sträfling. — Eintritt in das kaiserliche Heer. — Wallenstein's Zug in das Halberstädtische und Magdeburgische Gebiet. — Wallenstein. — Bei dem ligistischen Heer. — Tilly. — Schlacht bei Lutter am Barenberg. — Marsch nach Ungarn. — Das Ende des Mansfelders. — Auf Urlaub. — In Mecklenburg. — Ernennung zum Rittmeister. — Vor Stralsund. — Nach Mecklenburg zurück. — Gefecht bei Greifswald. — Ich werde Major. — Krankheit. — Urlaub von unbestimmter Dauer.

Man brachte mich auf die Commandantur, wo ich nach einigen Stunden bangen Harrens durch einen Kriegsrichter, im Beisein des Commandanten, Comte di Marcosa, einem scharfen Verhör unterworfen wurde. Letzter war ein humaner und gemüthlicher Herr, der in der liebevollsten Weise mich zu bewegen suchte, über meine Herkunft, Verhältnisse und Theilnahme an dem Krieg gegen die kaiserliche Majestät zu berichten, während der Auditeur gleich von Haus aus eine große Voreingenommenheit gegen mich, den Ausländer und Protestanten, an den Tag legte. Leugnen konnte mir nichts helfen, das widerstrebte auch ganz und gar meiner Ge-

sinnung, so daß ich nun der Wahrheit gemäß berichtete, was man von mir zu wissen wünschte. Nach beendetem Verhör brachte man mich in's Stabsstockhaus, wo mir am folgenden Morgen die kriegsgerichtliche Sentenz dahin eröffnet ward, daß ich, wegen Betheiligung an den revolutionären Bestrebungen der Böhmen gegen die kaiserliche Majestät, mit Festungshaft zu bestrafen und, zur Verbüßung derselben, ohne Verzug nach der Festung Olmütz abzuführen sei. Als besonders erschwerend wurde meine intime Bekanntschaft mit dem, an allen Aufständen gegen Oesterreich betheiligt gewesenen Capitain Hornat Janucki hervorgehoben.

Vergebens berief ich mich auf die, zwischen dem Herzog Maximilian und den böhmischen Ständen getroffene Vereinbarung, nach welcher den, in der Alt- und Neustadt befindlichen Soldaten, ohne Unterschied der Nationalität, freier Abzug garantirt worden war. Man hielt mir entgegen, daß jene Abmachung sich nur auf die gemeinen Soldaten und Unterofficiere, nicht auf die höheren Chargen bezöge. So mußte ich mich denn, wohl oder übel, in mein Schicksal fügen und, im Verein mit noch einem Dutzend Officiere, die den Abtheilungen der beiden Grafen Thurn und der des Oberstlieutenants Bechmann angehört hatten, den weiten Marsch nach Olmütz zu Fuß antreten. Die kurzen Tage, das rauhe

Wetter und die grundlosen Wege hemmten unsere Bewegung gar sehr, und erst am 16. December 1620 langten wir in dem, freundlich an der Mündung der Chrudimka in die Elbe gelegenen Städtchen Pardubitz an, woselbst die ungarischen Regimenter wenige Wochen zuvor bei ihrem Vormarsch auf Prag gerastet hatten. Unser Aufenthalt in Pardubitz währte fünf Tage, dann ging der Marsch weiter, und am 4. Januar 1621, in der Mittagstunde, erblickten wir endlich die Thürme des schönen gothischen Doms und der Moritzkirche von Olmütz. Man führte uns zunächst nach einer Kaserne, in welcher wir mit Speise und Trank gestärkt wurden, und gleich darauf in's Stockhaus, wo wir am folgenden Tag einem neuen Verhör unterworfen und mit dem Festungs-Reglement bekannt gemacht wurden. Der Commandant Oberst Löbl, früher Commandeur eines Reiterregiments, machte den besten Eindruck auf mich und meine Leidensgefährten. Er sah mit seinem gerötheten Gesicht, seinem mächtigen Schnauz- und Knebelbart sehr martialisch aus, auch war seine Stimme eine so stentorische, daß man eigentlich keine Veranlassung hatte, mit Heiterkeit in die nächste Zukunft zu blicken; aber sein großes blaues Auge verrieth so viel Gutmüthigkeit, daß man sofort erkannte, er spiele den Bramarbas nur gezwungen und zu dem Zweck, uns einzuschüchtern und zur unbedingten Er-

gebung in unſer Geſchick zu nöthigen. Oberſt Löbl hatte in den ungariſchen Kriegen das Unglück gehabt, den rechten Arm zu verlieren; aus dieſem Grund, und da er ſonſt noch ſehr rüſtig war, hatte man ihm den Commandantenpoſten in Olmütz übertragen. Ich erhielt eine eigene Zelle angewieſen, während von den übrigen Gefangenen je drei ein kleines Zimmer bewohnen mußten. Ein Tiſch, ein Holzſtuhl und ein Holzgeſtell mit einem Strohſack und einer wollenen Decke bildeten das Mobiliar meiner engen Behauſung, und nicht minder einfach war die Koſt, die uns bewilligt wurde. Dieſe beſtand aus einer Mehlſuppe nebſt einem Stück Brod zum Frühſtück, gekochtem Gemüs zum Mittag und Brod am Abend; drei mal in der Woche erhielten wir ein kleines Stück Fleiſch zum Mittag. Wer noch im Beſitz von Geld war, hatte die Freiheit, Wein, Bier oder ſonſtige kleine Bedürfniſſe dafür zu kaufen. Anfänglich verdroß das Alleinſein mich recht ſehr, aber bald lernte ich erkennen, daß es ganz in mein Belieben geſtellt war, allein zu ſein oder die Zeit in Geſellſchaft mit meinen Leidensgefährten zu verleben. Am Tag war uns geſtattet, einige Stunden im Freien zuzubringen, und auch während der übrigen Zeit hatten wir Gelegenheit, uns zu beſuchen und mit einander zu plaudern, da der Kerkermeiſter die Thüren unſerer Zellen offen ließ, und nur

die große Pforte schloß, die den Gefängnißgang von dem Hausflur abgrenzte. Aber noch ein andererer und sehr wichtiger Vortheil erwuchs mir aus dem Umstand, daß ich ein eigenes Gemach bewohnte. Ich erfreute mich nämlich der häufigen Besuche des Festungs-Commandanten, der, je näher er mich und meine Familienverhältnisse kennen lernte, immer größere Zuneigung zu mir empfand. Er stellte mich seiner Gattin, einer noch jugendlichen und höchst liebenswürdigen Dame — geborenen Wienerin — vor, und ich hatte die Freude, seine beiden Kinder, Knaben im Alter von neun und sieben Jahren, vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an sich in größter Herzlichkeit an mich schwiegen zu sehen.

Das erste, woran ich nach meiner Ankunft in Olmütz dachte, war, meinen Eltern sowohl als auch der Familie Hornat Janucki Nachricht von meinem Schicksal zu geben, und die Angaben zu vervollständigen, welche ich bereits, wenn auch nur oberflächlich, von Prag aus dorthin gemacht hatte. Es dauerte lange, ehe Antworten eingingen, und als sie kamen, da lauteten sie traurig genug. Meine gute, innig geliebte Mutter hatte bereits am 11. December 1620 das Zeitliche gesegnet, und mein theurer Vater fühlte sich einsam und verlassen. Wie gern würde ich zu ihm geeilt sein, ihn zu trösten, ihm

eine Stütze in seinem vorgerückten Lebensalter zu werden, aber es ging doch nicht! Wäre es angänglich gewesen, so würde mein guter Commandant, der den lebendigsten Antheil an meinem Geschick bezeugte, nicht gezögert haben, meine Haft zu beenden oder doch zu unterbrechen. Das Geld, welches mein, um mich besorgter Vater mir zustellte, war mir erwünscht, doch hatte die Mittheilung dessen, daß, durch den Tod meiner geliebten Mutter, ein Erbtheil von 6000 Reichsthalern mir zugefallen und bereits liquid gemacht sei, nicht den geringsten Werth für mich. Hätte ich doch für ewige Zeiten auf das Geld verzichten mögen, wenn ich damit die theure Todte wieder in's Leben hätte zurückrufen können!

In der Familie Hornat Janucki hatte die traurige Botschaft von dem Verlust des Oberhauptes derselben geradezu vernichtend gewirkt; das bewiesen die mit Thränen gefeuchteten Briefe der hinterbliebenen Gattin und Alma's, die feurigen Versicherungen Arpad's, den Tod seines geliebten Vaters blutig zu rächen. Ich tröstete nach allen Seiten hin, so gut ich das vermochte; ich warnte auch meinen jugendlichen Freund Arpad vor unüberlegten Schritten, indem ich darauf hinwies, daß dem Herzen seiner guten Mutter doppelt Wunden müßten geschlagen werden, sollte er auch sie verlassen, ihr vielleicht auf immer durch den Tod entrissen werden.

Im April 1621 ging die Resolution des obersten Kriegsgerichtshofs in Wien, in Betreff meiner mitgefangenen Kameraden, ein; sie lautete auf deren Begnadigung und sofortige Freilassung; doch wurden sie, als Landesangehörige, zum Militärdienst verpflichtet und verschiedenen Regimentern der kaiserlichen Armee zugetheilt. Ich war nun allein, erhielt aber reichen Ersatz für die verloren gegangene Unterhaltung durch die Liebenswürdigkeit meines Commandanten, die sich, aller bisher noch geboten gewesenen Rücksichten überhoben, jetzt immer reicher entfaltete. Ich erhielt ein freundliches, ganz in der Nähe der Privatwohnung des Oberst Löbl gelegenes Zimmer angewiesen, bekam eine gute Kost, durfte von der vorhandenen, ziemlich umfangreichen Festungs-Bibliothek den ausgedehntesten Gebrauch machen, und konnte meine Spaziergänge auf die ganze Stadt ausdehnen. Der Commandant begleitete mich sehr häufig, namentlich in der ersten Zeit, auf meinen Promenaden, zeigte mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt, und machte mich mit einigen, zwar unfreiwilligen, aber doch sehr interessanten Bewohnern der Festung bekannt. So führte er mich eines Tages auch in das Militär-Spital, und zeigte mir daselbst einen Wahnsinnigen, der, getrennt von den übrigen Kranken, nun schon seit mehr als fünfzig Jahren Bewohner einer und derselben Zelle war. Chillag,

so hieß der Unglückliche, hatte sich nicht blos in hervorragender Weise an den endlosen Unruhen und Aufständen der Ungarn gegen Oesterreichs Herrschaft betheiligt, sondern auch einen politischen Mord begangen, indem er den Ablatus des kaiserlichen Statthalters in Ungarn auf offener Straße erdolchte. Seine große Jugend, er zählte damals kaum zwanzig Jahre, mehr noch die Fürsprache einflußreicher Personen, rettete ihn vom Galgen; doch wurde er mit lebenslänglicher Gefangenschaft bestraft. Bereits im dritten Jahr nach erfolgter Freiheitsentziehung, verfiel er dem Wahnsinn, und dennoch lebte er weiter, ohne daß eine sichtliche Abnahme der Körperkräfte eintrat, und befand sich jetzt bereits im hohen Alter von 74 Jahren. Mit Entsetzen wendete ich mich von dem Unglücklichen, nur wenig getröstet durch die Ueberzeugung, daß derselbe nicht wisse, was er als Kind zu werden versprach, welche Keime in ihm erstickt wurden, und daß er seinen Beruf verfehlt habe. —

Es ist eine grauenhafte Erfahrung, daß Wahnsinnige häufig sehr lange leben, ja das höchste Alter erreichen. Dieselbe Wahrnehmung bietet sich uns in Gefangenen dar, die in dunkeln Kerkern, nur mit Wasser und Brod genährt, erblindet in der ewigen Finsterniß, von Feuchtigkeit und Moder umgeben, halbe Jahrhunderte und

darüber zugebracht haben. Wenn erst das Bewußtsein sich selber überlebt hat, wenn der menschliche Körper in der unveränderten Umgebung, bei der Wiederholung der nämlichen Nahrung in dieselbe Temperatur wie hineingewachsen ist, dann werden die wuchernden vegetativen Kräfte wach, es findet ein Bündniß zwischen dem Leib und der auf gleiche Weise erwärmten Umgebung statt, und so erzeugt sich jene widerliche Zähigkeit des Lebens, die bei dem Menschen ähnliche Erscheinungen wie bei Thieren niederer Organisation hervorruft. Er gleicht dann den Fröschen, die aus den hohlen, fest verschlossenen Räumen zerschlagener Steinblöcke lebendig hervorspringen, aber auch, sobald sie der freien Luft und dem Licht des Tages ausgesetzt sind, plötzlich verenden. Ein Uebergang zu diesem furchtbaren Zustand bildet sich da, wo das dumpfe, hohe Alter in derselben Stube, auf die nämliche Art ernährt, von denselben alten Möbeln umgeben, von denselben Personen bedient, nicht eigentlich leben, aber auch nicht sterben kann. Es ist das Princip des vegetirenden Lebens, welches der Kunst, lange zu leben, das heißt das Leben langweilig zu machen, zum Grund liegt. Freilich ist ein hohes, thätiges, über sich selbst klares Alter, ein hoher Segen Gottes zu nennen, aber auch dann soll die geistig verklärte Seele den Leib von sich werfen, nicht von ihm

überwunden und beherrscht werden. Das Sterben ist dann der letzte, höchste und bedeutendste Act eines wahrhaft gesunden Daseins, jenes dumpfe Fortleben aber eine furchtbare Krankheit, die an dem innersten Mark des ganzen Daseins zehrt. —

Die Versuche, die ich in gesetzlicher Weise und mit Wissen des Commandanten, zu meiner Befreiung machte, waren bisher erfolglos geblieben, und ich ergab mich um so leichter in mein Geschick, als meine äußere Lage günstiger war, als ich dieselbe hätte wünschen können. An Flucht dachte ich nie, so leicht ich auch dieselbe hätte bewerkstelligen können. Ich würde mich geschämt haben, das Vertrauen zu täuschen, welches der brave Oberst Löbl voll und ganz in meine Ehrenhaftigkeit gesetzt hatte. Letzter tröstete mich denn auch leicht unter Hinweis darauf, daß der Krieg doch nicht ewig dauern, vielmehr auch, wie Alles in der Welt, seine Endschaft erreichen müßte und würde. Ueber Religionssachen war anfänglich gar nicht oder doch nur selten zwischen uns gesprochen worden. Oberst Löbl war ein strenger Katholik, aber auch zartfühlend und tolerant genug, die Kluft nicht einmal anzudeuten, die uns in Glaubenssachen von einander trennte. Im Lauf der Zeit aber, und da er die Sehnsucht erkannte, die mich denn doch ab und zu nach Wiedererlangung der Freiheit befiel, trat er mit

Vorschlägen an mich heran, deren Annahme zwar hingereicht haben würde, meine Wünsche zu befriedigen, die aber doch unverträglich mit meinen Gesinnungen als protestantischer Christ erschienen. Er rieth mir, meinen Glauben zu wechseln und Katholik zu werden; als solcher würde ich, sobald ich alsdann kaiserliche Dienste nähme, auf ein schnelles Avancement zu hoffen haben. Ich erklärte aber, daß ich dem Glauben, welchem ich durch die heilige Taufe und auch nach meiner innersten Ueberzeugung angehöre, nimmermehr entsagen, dahingegen den anderen Theil der Proposition, den Eintritt in die kaiserliche Armee, erst überlegen würde, da ich Feind aller voreiligen und unüberlegten Schritte sei. Ich fand um so weniger Veranlassung zu schnellen Entschließungen, als zu dieser Zeit sämmtliche kaiserliche Staaten vom Feind gereinigt, Markgraf Georg Friedrich von Baden, Graf Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig aus dem Felde geschlagen waren, die Union sich aufgelöst, und die Truppen der Reichsexecution die pfälzischen Lande überschwemmt hatten. Es war nicht ersichtlich, weshalb die Ligue sich jetzt nicht entwaffnete, da sie keinen Feind mehr vor sich hatte! Doch schnell genug sollten die Gründe aller Welt klar werden. Bis hierher hatte Kaiser Ferdinand ausschließlich für die Erhaltung seines Besitzthums gekämpft, und keine andere

Pflicht, als die der Selbstvertheidigung, erfüllt. Jetzt aber, da seine Siege ihm Freiheit zu handeln gaben, gedachte er der höheren Pflichten, welche die Stellung, als Beschützer des katholischen Glaubens, ihm auferlegte, und von denen die Unterdrückung der Protestanten unzertrennlich war. Die Eigenmächtigkeiten, deren er sich gegen Friedrich V. von der Pfalz schuldig machte, öffneten den Ständen die Augen, und der niedersächsische Kreis, in dessen Erinnerung noch lebhaft jene Gewaltthätigkeiten weilten, welche das Heer Tilly's in Niedersachsen verübt hatte, war der erste, der sich erhob und zu seiner Selbstvertheidigung rüstete. Hiermit nahmen denn die Verhältnisse in Deutschland plötzlich wieder eine andere Gestalt an, und ein zweiter Umstand, der bald darauf aus diesem ersten sich ergab, sollte bestimmend auch auf meine Entschließungen wirken.

Kaiser Ferdinand hatte bisher nur durch die Waffen Bayerns und der Ligue in Deutschland Erfolge errungen, und man wird erklärlich finden, wie sehr ihn, bei den weit ausgehenden Entwürfen, mit denen er sich trug, darnach verlangte, sich aus solchem Abhängigkeitsverhältniß thunlichst zu befreien. Ein verdienter Officier, und daneben der reichste Edelmann Böhmens, Graf Wallenstein, war es, der den Absichten des Kaisers zu Hilfe kam, indem er im Jahr 1625 sich erbot, auf eigene

und seiner Freunde Kosten eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleiden, ja sogar die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser abzunehmen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50,000 Mann zu erhöhen. Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein, eigentlich Waldstein, geboren 1583 auf dem väterlichen Gut Hermanic in Böhmen, war, als Zögling der Jesuiten zu Olmütz, zur katholischen Kirche übergetreten, und hatte bereits im Heer Kaiser Rudolf's II. von Oesterreich in Ungarn, in der Folge dann, an der Spitze eines von ihm selbst errichteten Cürassier-Regiments, gegen Thurn und Bethlen Gabor tapfer und glücklich gefochten. An der Schlacht am weißen Berge bei Prag nahm er nicht Antheil; er war mit einer Abtheilung kaiserlicher und bayrischer Truppen gegen die Stadt Laun gezogen, welche ihm freiwillig die Thore öffnete. Als einer der reichsten Edelleute Böhmens und Mährens in den Grafenstand, 1623 in den Reichsfürstenstand erhoben, und ein Jahr später zum Herzog von Friedland ernannt, trieb ihn jetzt der Ehrgeiz, dem Kaiser jenes Anerbieten zu machen, welches von aller Welt als die Ausgeburt eines kranken Hirns betrachtet wurde. Aber Ferdinand dachte klüger, als seine Rathgeber, überließ Wallenstein einige Kreise in Böhmen zu Musterplätzen, und fügte noch die Erlaubniß hinzu, Officierstellen zu vergeben. Schon nach

wenigen Monaten war ein trefflich gerüstetes Heer von 20,000 Mann beisammen, mit welchem der, zum Generalissimus und Feldmarschall ernannte Wallenstein die österreichischen Grenzen verließ; nur wenige Wochen später, und das Heer zählte bereits 30,000 Streiter. Der Kaiser hatte zu der ganzen Ausrüstung nichts gegeben, als seinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, die Aussicht auf schnelle Beförderung und reiche Beute lockte aus allen Gegenden Deutschlands und den benachbarten Staaten Abenteurer unter seine Fahnen, und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegier oder Gewinnsucht getrieben, erboten sich jetzt, Regimenter für Oesterreich aufzustellen.

Es war mit Sicherheit anzunehmen, der Krieg werde von Neuem, und zwar ernster als zuvor beginnen, so daß nun die Hoffnung auf meine baldige Befreiung höchst trügerisch erschien. Deshalb entschloß ich mich denn auch schon zu Anfang des Jahres 1625, dem Drängen meines Commandanten nachzugeben und österreichische Kriegsdienste zu nehmen. Sehr überzeugend setzte Oberst Löbl mir auseinander, daß der Krieg bereits theilweis seinen Charakter als Religionskrieg verloren habe, und denselben in der Folge ganz und gar verlieren würde, daß katholische und protestantische Heere schon jetzt stark gemischt durch Andersgläubige seien,

daß die Gegenden mit katholischer Bevölkerung die Grausamkeiten der katholischen Heere verwünschten, wie das umgekehrt die protestantischen Länder in Bezug auf die protestantischen Heere thäten. Er nannte mir eine Menge höherer Befehlshaber, die als Protestanten in den Reihen der österreichischen und ligistischen Truppen dienten; er verwies namentlich auf den, jetzt zum Feldmarschall Wallenstein's ernannten General Arnim*), der bereits in verschiedenen Armeen gedient und den man immer da finden könne, wo Aussicht auf Ruhm und Ehre vorhanden sei. Die Bekanntschaft, in welcher Oberst Löbl zum Oberst Ottavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, stand, der als Rittmeister in toscanischen Kriegsdiensten nach Deutschland gekommen war und hier bereits hohes Ansehen erlangt hatte, erleichterte

*) Johann Georg v. Arnim, berühmter Feldherr im 30jährigen Krieg, geboren zu Boitzenburg in der Uckermark 1581, stand nach einander in schwedischen, polnischen, kaiserlichen und kursächsischen Diensten, befehligte in der Schlacht bei Breitenfeld, 7. September 1631, den linken Flügel der Sachsen, und verließ nach dem Frieden von Prag den sächsischen Dienst. Des geheimen Einverständnisses mit Wallenstein verdächtig, ward er von den Schweden auf seinem Schloß Boitzenburg aufgehoben und nach Stockholm gebracht, entfloh, gedachte auf eigene Kosten eine Streitmacht aufzustellen, und starb am 18. April 1641 zu Dresden. Anmerk. d. Verf.

mein Vorhaben, und ich ward als Lieutenant dem Regiment Cüraßreiter Piccolomini, das zum größten Theil aus Wallonen bestand, assentirt. Ich zählte nun bereits 23 Lebensjahre, und eignete mich, meiner bedeutenden Körperlänge nach, mit der die Breite der Schultern und der Brust völlig harmonirte, weit besser zu einem Cüraßreiter, als zu einem leichten Cavalleristen. Jetzt kam das Erbtheil, welches mir von meiner seligen Mutter zugefallen war, mir gut zu statten, denn die völlige Ausrüstung eines Cüraßreiters war eine sehr kostspielige. Nach Beschaffung von drei Pferden und der nöthigen Armatur, sowie nach Ausrüstung meines Reitknechts, eines Böhmen, namens Sladek, der sich bereits fünf Jahre im Dienst des Oberst Löbl befand, und von diesem als treu, gehorsam und zuverlässig mir bezeichnet ward, sah ich mein kleines Vermögen von 6000 Reichsthaler auf die Summe von 3400 reducirt, von denen ich vierhundert für meine Bedürfnisse zurückbehielt, während ich den Rest, auf Anrathen Löbl's, dem hochangesehenen und zuverlässigen Handelshaus Passavant zur Aufbewahrung übergab.

Inzwischen hatte ein Brief meines guten Vaters mir dessen Uebersiedelung nach Pommern, der Heimath unserer Familie, bekannt gegeben; er war den Bitten seines Vetters Siegfried gefolgt, und zu ihm auf das, in der

Nähe von Cöslin gelegene Gut Plümenhagen gezogen. Ich war recht wehmüthig gestimmt, da mein geliebter Vater ausdrückte, daß er das Ende seiner Tage herannahen fühle, und ich doch völlig außer Stand mich sah, seinem Wunsch, ihn zu besuchen, Folge zu geben. Wie schwer solche Entsagung mir fiel, wird nur derjenige zu ermessen vermögen, dem ein gleiches Loos der Trennung von seinen geliebten Eltern beschieden ward, wie mir.

Auch von der Familie Hornat Janucki hatte ich mehrfach Nachrichten erhalten, doch lauteten die letzten derselben sehr traurig. Kaum sechszehn Jahr alt, hatte Arpad Kriegsdienst bei dem Grafen Ernst von Mansfeld genommen, den Eifer aber auch, mit welchem er den Tod seines Vaters zu rächen suchte, früh genug mit dem eigenen Leben gebüßt. Er war in der blutigen Schlacht bei dem Flecken Fleurus, 29. August 1622, geblieben, zu welcher Herzog Christian von Braunschweig und der Mansfelder sich den Spaniern unter Spinola stellen mußten, um sich den Weg nach Holland frei zu machen. Erst zu Ende des Jahres 1624 hatten Mutter und Schwester volle Gewißheit über den Tod des Sohnes und Bruders erhalten, und begreiflicher Weise war die Trauer um diesen herben Verlust noch eine sehr große. Seit einigen Wochen waren beide nach Preßburg über-

siedelt, wo sie Verwandte fanden, und ihr Verlassensein dort weniger fühlten.

Meine Absicht, in österreichischen Militärdienst zu treten, um in dieser Weise meine Freiheit wieder zu erlangen, wurde nachsichtsvoller aufgenommen, als ich geglaubt hatte; es mochte das wohl seinen Grund darin haben, daß ich fest versicherte, nicht blos jetzt, sondern für alle Zeiten dem protestantischen Glauben treu bleiben zu wollen. Die heißen Liebesschwüre meiner guten, angebeteten Alma, die nun bereits das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, thaten meinem hart bedrängten Herzen äußerst wohl, und es war nicht erst von nöthen, daß sie mich ermahnte, ihr die gelobte Treue gleichfalls zu halten und zu bewahren unter allen Verhältnissen meines Lebens.

Doch, die Trennungsstunde war gekommen! und nach herzlichem Abschied von meinem lieben Commandanten und väterlichen Freund, sowie von seiner liebenswürdigen Familie, trat ich am 18. September 1625 den Marsch nach Pilsen an, wo das Regiment Piccolomini sich im Lager befand. Nur, um den braven Oberst Löbl nicht zu kränken, nicht als völlig ungläubig von ihm betrachtet zu werden, nahm ich ein sogenanntes „Nothhemd“ unter dem Versprechen entgegen, dasselbe, wie die Vorschrift besagte, am Schlachttag unter meinem

Reitkoller tragen zu wollen. Es gab zu dieser Zeit kaum Jemand, welcher den Glauben an die geheimnißvolle Kunst, sich unverwundbar zu machen, nicht theilte, und selbst die Wunderkraft der christlichen Kirche wurde von den Katholiken dazu benutzt, den Aberglauben zu nähren und auszubreiten. Man ließ das Evangelium St. Johannis geschmeidig auf zartes Papier schreiben, brachte es heimlich unter die Altardecke einer katholischen Kirche, wartete, bis der Priester drei Messen darüber gelesen hatte, steckte es in einen Federkiel oder eine ausgehöhlte Haselnuß, verkittete die Oeffnung mit spanischem Lack oder Wachs, oder ließ solche Kapseln in Gold oder Silber fassen und hing sie an den Hals. Andere empfingen beim Abendmahl die Hostie unter stiller Anrufung des Teufels, nahmen die Oblate wieder aus dem Mund, lösten an irgend einer Stelle des Leibes die Haut vom Fleisch, steckten die Oblate hinein, und ließen sie so vertheilen. Die Wildesten aber ergaben sich dem Tenfel mit Haut und Haaren; solche Gesellen konnten nicht nur andere Menschen festmachen, sondern sogar eßbare Dinge, „Brod, Butter, Käse, Obst“ u. s. w., so daß die schärfsten Messer nicht einzuschneiden vermochten. Und in diesem Ruf, fest zu sein, standen nicht nur gemeine Soldaten, sondern auch viele hohe Befehlshaber. Verbote und Strafen vermochten dem einmal eingerissenen

Aberglauben und der Anwendung solcher Mittel nicht mehr zu steuern. —

Am 2. October 1625 erreichte ich Pilsen, wo ich von Seiten der Offiziere des Regiments Piccolomini auf's Herzlichste empfangen wurde. Meine äußere Erscheinung war höchst respectabel. Der Halskragen von Brüsseler Spitzen, das Colet von hellgrünem Sammt, darüber den reich ciselirten Brust- und Rückenharnisch, die weiten Hosen von Scharlachtuch, die hohen Reiterstiefel, die langen Stulphandschuhe von Weißleder, dazu die Stahlhaube auf dem Kopf und das lange Schlachtschwert an breitem, goldgesticktem Gehäng an der Seite, das Alles hob mein Aeußeres und machte ersichtlich einen sehr günstigen Eindruck auf meine neuen Kameraden.

Nachdem Kaiser Ferdinand vergeblich versucht hatte, König Christian IV. von Dänemark, der sich als Herzog von Holstein selbst zu den Ständen des niedersächsischen Kreises zählte, durch Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, begannen die Feindseligkeiten von Neuem, und Niederdeutschland wurde nun der Schauplatz eines erbitterten Kampfes. Während Tilly dem linken Ufer der Weser folgte, und sich aller Plätze bis nach Minden hin bemächtigte, sodann nach dem Uebergang über den Strom das Fürstenthum Calenberg überschwemmte und

durch seine Truppen besetzen ließ, agirte Christian IV. auf dem rechten Ufer der Weser und verbreitete sich in den Braunschweigischen Landen. Durch zu starke Detachirungen hatte der König das Hauptheer geschwächt, so daß er, im Bewußtsein der Ueberlegenheit seines Gegners, eben so sorgfältig jedem ernstlichen Kampf auszuweichen bemüht war, als Tilly ihn suchte. Unterdessen hatte Wallenstein Befehl erhalten, seine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen, und so erfolgte denn zu Anfang des Jahres 1626 der Vormarsch des gesammten Heeres. Aber längst schon eifersüchtig auf Tillys Kriegsruhm, beschloß der Herzog von Friedland, auf eigene Hand zu operiren, und so führte er uns denn, angeblich zum Zweck besserer Verpflegung, in das Halberstädtische und Magdeburgische Gebiet, und bemächtigte sich bei Dessau der Elbe. Oefter bereits hatte ich Gelegenheit gehabt, den Generalissimus zu sehen, aber es geschah das doch stets aus weiterer Ferne, so daß ich kein richtiges Bild von seiner Erscheinung hatte gewinnen können. Hier nun, bei Dessau, begünstigte der Zufall meinen Wunsch. Es war mir nicht blos vergönnt, den gewaltigen Mann in nächster Nähe betrachten zu dürfen, ich genoß auch den Vorzug, von ihm angeredet zu werden. Er kam an unserem Regiment vorüber, das in Schlachtordnung aufgestellt war,

und da er dem Regiment des Grafen Madras einen Befehl zugehen lassen wollte, und ich gerade an dem Flügel hielt, an welchem er auf unsere Reiter stieß, so wählte er mich zum Ueberbringer seiner Botschaft. Ich vergesse nie den langen, prüfenden Blick, mit welchem das scharfe Auge des Herzogs auf mich gerichtet war, bevor er mich anredete, nie die eisige, klanglose Stimme, mit der letztes geschah. Er fragte nach meinem Namen und früheren Verhältnissen, runzelte dann, nachdem ich in möglicher Kürze, wie er das liebte, Antwort ertheilt hatte, die Stirn und richtete sein Auge so scharf und fest auf mich, als ob er bis in die tiefste Tiefe meines Innern schauen wollte. Wallenstein stand zu dieser Zeit im besten Mannesalter; er zählte noch nicht dreiundvierzig Lebensjahre, und war eine durchaus imposante Erscheinung. Von langer mittelgroßer Statur, war sein Körper zwar hager, aber doch elastisch, sehnig und kräftig. Die Haltung war mehr als gerade, fast steif, der Gang fest, aber nicht schön, seine Allüren zeigten Unbeholfenheit und Eckiges. Der etwas lange, durch einen breiten Spitzenkragen noch mehr hervortretende Hals trug einen Kopf, der auf den ersten Blick den Mann von eiserner Willenskraft und hoher geistiger Begabung erkennen ließ. Die Schädelbildung war classisch, die Stirn stark hervortretend, durch den Ausschnitt des

Kopfhaars an beiden Schläfen noch mehr in die Erscheinung gedrängt. Entgegen der Sitte jener Zeit, nach welcher Männern gestattet war, das oft langgelockte Haupthaar bis in den Nacken herniederhängen zu lassen, trug der Herzog sein röthliches Haar, sowohl vorn als auch hinten, stets kurz verschnitten. Zahlreiche Falten auf dem gelblichen Gesicht verriethen harte Kämpfe, schwere Sorge und geistige Ueberanstrengung. Der Blick aus den kleinen funkelnden Augen war unheimlich und nahm bei hohem Affect einen Ausdruck an, vor dem selbst die unbändigste, wildeste Soldatennatur erbebte. Der kurze, starke Knebelbart, nach unten spitz zulaufend, erhöhte noch wesentlich den kühnen, zugleich finstern Ausdruck der ganzen Erscheinung, die selten Liebe, fast überall nur Furcht einflößte. Nur das Uebermaß der Belohnungen des Herzogs konnte die zitternde Schaar seiner Diener festhalten.

Wallenstein liebte es zwar, sich mit Glanz und Pracht zu umgeben, und aus seinen unermeßlichen Einkünften einen zahlreichen und glänzenden Hofstaat zu halten, doch vermied er für seine eigene Person jeden unnöthigen Aufwand. Er ging stets sehr einfach gekleidet, und trug fast nur Kleider aus schwarzen oder doch ganz dunklen Stoffen, die, ganz entgegen der herrschenden Mode, weder durch bunte Sammtpuffen, noch gefütterte

Schlitze geziert waren. Die dunkle Farbe erstreckte sich bis auf die Stiefel, die sonst fast durchweg aus gelbem Leder gefertigt wurden. —

Am 25. April 1626 bestanden wir den ersten Kampf. Der überaus muthige General Graf Mansfeld, der sich, nach seiner Rückkehr aus Holland, für König Christian IV. von Dänemark erklärt hatte, und von diesem nach besten Kräften unterstützt wurde, näherte sich, der großen Ueberlegenheit Wallensteins ungeachtet, der Dessauer Brücke, und wagte es sogar, unseren Schanzen gegenüber sich gleichfalls zu verschanzen. Aber von der ganzen kaiserlichen Macht im Rücken angefallen, mußte er der Uebermacht weichen, und mit einem Verlust von 3000 Todten seine Position aufgeben und den Rückzug antreten. Unser Regiment machte mehre sehr glückliche Angriffe; ein Dragoner-Regiment des Mansfelders ward von unseren Cüraßreitern umzingelt und fast ganz in die Pfanne gehauen. Was sich durch Flucht nicht retten konnte, erlag dem Schwert oder der Gefangenschaft. Nach dieser Niederlage zog Mansfeld nach der Mark Brandenburg, wo er sich nach kurzer Rast durch neue Truppen verstärkte und dann plötzlich nach Schlesien einbog, um von dort aus in Ungarn einzubrechen, und, im Verein mit Bethlen Gabor, den Kampf in das Herz der österreichischen Staaten zu tragen.

Nachdem Wallenstein sich dieses kühnen Gegners entledigt hatte, gedachte er des ihm gewordenen Auftrags. Er vermied auch jetzt zwar, seine Truppen zu denen Tillys stoßen zu lassen, aber doch schickte er diesem die Cüraßreiter-Regimenter Piccolomini und Dufour, das Dragoner-Regiment Götz, die Infanterie-Regimenter Corati nnd Verdugo nebst Croaten, im Ganzen etwa 9000 Mann, zur Unterstützung, während er selbst, erhaltenem Auftrag gemäß, dem Mansfelder folgte, um demselben, wenn möglich, den Weg durch Schlesien zu verlegen.

In der Mitte des Monats August erreichte unser Hilfscorps, welches den Befehlen des Oberst Dufour unterstellt war, das ligistische Heer, das jetzt und nach dem vergeblichen Versuch, Nordheim zu erobern, bemüht war, dem König von Dänemark das beabsichtigte Eindringen in die katholischen Länder zu wehren. Schon war Christian IV. an Duderstadt, ungefähr in der Mitte zwischen Nordhausen und Göttingen gelegen, vorbeigezogen, als dem General Tilly durch schnelle Märsche es gelang, jenem am 23. August bei Wilmarshausen, nahe bei Duderstadt, den Vorsprung abzugewinnen. Das Tillysche Heer stellte sich hier in Schlachtordnung, und da nun, eine halbe Meile entfernt von ihr König Christian IV. sein Heer gleichfalls eine feste Stellung

nehmen ließ, so erwartete man schon an diesem Tag eine entscheidende Schlacht. Aber der König fühlte die Ueberlegenheit seines Gegners, und wendete sich in das Braunschweigische zurück, um einen ernsten Kampf zu vermeiden. Tilly folgte ihm nun ohne Unterlaß, und griff seine Nachhut an, wo er nur konnte. Nach einem leichten Gefecht am 24. August gelang es dem König, am 25. Seesen zu erreichen, woselbst er auf dem Galgenberg eine feste Stellung nahm. Sobald das ligistisch-kaiserliche Heer aber heran war, zögerte Tilly keinen Augenblick, sondern befahl auch hier den Angriff. Es war bereits Abend, als unsere Vortruppen sich gegen den Galgenberg in Bewegung setzten, während beide Heere sich gegenseitig aus allen Falconets und Karthaunen*) lebhaft beschossen. Hier fand ich Gelegenheit, auch den berühmten Feldherrn der Ligisten anzuschauen, der in seinem Feuereifer es sich nicht nehmen ließ, den Vortrab persönlich gegen den Feind zu führen. Graf Tilly, geboren 1559 auf Schloß Tilly bei Gemblours in Belgien, Zögling der Jesuiten, war eine kleine, krummrückige Gestalt, die in ihren rothen, weiten Pluderhosen,

*) Falconet, ein kleines Geschütz, welches Vollkugeln von 1—3 Pfund Gewicht schoß. Karthaune, von dem lat. quartana, also ein Viertelstück, welches 25—100 Pfund schoß, ein grobes Geschütz, eine kurze und dicke Kanone. Anmerk. d. Verf.

langen gelben Reiterstiefeln und hellgrauem Koller wenig den thatkräftigen und genialen Feldherrn erkennen ließ. Den Kopf bedeckte ein breiter, an der Seite aufgeschlagener Filzhut mit großer rother Feder, wie solche zu dieser Zeit höhere Offiziere, die nicht so leicht in das eigentliche Handgemenge gerathen konnten, zu tragen pflegten. Eine breite rothe Feldbinde hing dem Grafen über die Schulter. Sein Pferd, ein kleiner Tigerschimmel, war glanzvoll gesattelt und gezäumt. Das Gesicht Tilly's, das sich nie zum Lachen verzog, nie einen freundlichen Blick erkennen ließ, war noch viel unheimlicher als das seines Rivalen Wallenstein. Diesen trieb einzig und allein der Ehrgeiz, die Sucht nach Ruhm; die Religion war ihm Nebensache, während Tilly sich als ein Werkzeug in der Hand Gottes betrachtete und keine höhere Bestimmung kannte, als die, den Protestantismus mit Feuer und Schwert auszurotten und zu vernichten. Dieser kleine, unheimliche Mann mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirn, starkem Knebelbart und unten zugespitztem Gesicht, flößte mir Entsetzen und Grauen ein, und ich war froh bei dem Gedanken, den Befehlen dieses gefährlichsten, geschicktesten und unermüdlichsten Feindes des Lutherthums nur vorübergehend unterstellt zu sein. —

Bis in die tiefe Nacht hinein ward das Geschützfeuer von beiden Seiten unterhalten, aber der Kampf blieb resultatlos, da Tilly die Stellung des Gegners als zu fest erkannte und deshalb das vorgeschobene Fußvolk wieder zurücknahm. Am 26. zog Christian IV. weiter und erreichte das braunschweigische Dorf Lutter am Barenberge. Hier, in der weiten, zu einer Schlacht günstigen Ebene bezog er in den Nachmittagstunden dieses Tages eine ausgedehnte Stellung, fest entschlossen, den Kampf, dem er doch nicht länger mehr ausweichen konnte, jetzt anzunehmen. Der beständige Rückzug und die eifrige Verfolgung demoralisirten sein Heer, die Desertion nahm sichtlich zu, eine Entscheidung mußte gesucht werden.

Das vereinigte ligistisch-kaiserliche Heer hatte die ungefähre Stärke von 30,000 Mann mit 30 Geschützen; an Reiterei zählte es 12,000 Mann. Er war der Armee Christians IV. an Zahl weit überlegen, da diese, nach der Aussage mehrer, bei Seesen gefangenen Offiziere, die in der Folge sich auch als richtig erwies, nur 16,000 Mann Fußvolk, 9000 Reiter und 22 Geschütze zählte.

Schon mit dem Morgengrauen des 27. August war Tilly zu Pferd und sprengte unabläßig umher, die Aufstellung seiner Truppen anzuordnen und zu überwachen.

Dieselbe erfolgte im Allgemeinen dahin, daß Alles in zwei Treffen geordnet ward; die Infanterie im ersten, die Reiterei im zweiten, die Wallenstein'schen Hilfstruppen überall den linken Flügel einnehmend. Um 9 Uhr Vormittags war die Schlachtordnung hergestellt, und, nachdem unsererseits durch das Feuer einer starken Batterie der Kampf eröffnet worden war, ließ Tilly ohne Verzug die Croaten Wallensteins und, diesen auf etwa dreihundert Schritt Abstand folgend, vier Regimenter Fußvolk zu nachdrücklichem Angriff vorgehen. Die Direction dieser Truppen lief auf eine feindliche Batterie, die, trefflich placirt, uns großen Schaden verursachen mußte, und deshalb auch um jeden Preis genommen werden sollte. Aber ein vernichtendes Feuer empfing die Angreifenden; das bisher äußerst muthig vorgerückte Fußvolk stutzte, und die Croaten wendeten sich sogar zur Flucht. Es war fast Niemand unter uns, der sich nicht gefreut hätte, als er sah, wie dieses Gesindel von einem Regiment feindlicher Cüraßreiter verfolgt, eingeholt und zusammengehauen wurde. Die Croaten waren feige Burschen, die im offenen Kampf selten Stand hielten, und nur zum Vorposten- und Patrouillendienst sich brauchbar erwiesen. Grausam und habsüchtig von Charakter, plünderten, sengten und mordeten sie mit bestialischer Begier, und wurden so zum

Schrecken aller Gegenden, in die sie ihren vernichtenden Fuß setzten. Schon die äußere Erscheinung dieser langen, dürren Kerle schreckte Jeden, der sie zum ersten Mal erblickte. Auf dem Kopf trugen sie eine hohe, spitze Mütze von schwarzem Schaffell, während den Leib eine breite, rothe Schärpe von Wollenzeug umgab, in welche der Handschar und ein langes Faustrohr gesteckt wurden; die Füße staken in Sandalen, die mit Lumpen oder Fellen umwickelt waren. Ein alter, schmieriger Schafpelz diente ihnen als Mantel und Zelt, eine lange, plump gearbeitete Flinte mit Luntenschloß als Waffe. Dunkle Augen, die in den braun gebrannten Gesichtern wie feurige Kohlen blitzten und ein langer, schwarzer Schnurrbart, den sie mit Harz oder Wagenschmiere in zwei harte Spitzen drehten, deren jede oft die Länge eines halben Fußes betrug, vollendeten das Widerliche ihrer Gesammterscheinung. Daß sie unreinlich im höchsten Maß waren, von Ungeziefer aller Art strotzten, ist bekannt, und braucht deshalb nicht im Besonderen hervorgehoben zu werden.

Fast gleichzeitig mit der Attake auf die fliehenden Croaten erfolgte auch ein Angriff feindlicher Cürassiere auf unser, bereits im Vormarsch stutzig gewordenes Fußvolk. Der Stoß war so heftig, daß das Regiment Oberst v. Schönberg, auf welches derselbe zuerst traf,

heftig erschüttert wurde und in die größte Verwirrung gerieth. In grimmer Wuth hieben die schweren Eisenreiter mit ihren langen Pallaschen in den verworrenen Menschenknäuel; die Regimentsfahne ging verloren, und alles flutete nun rückwärts, mit sich reißend die Regimenter Schmidt und das Würzburg'sche Leibregiment, welche bei der herrschenden Verwirrung gar nicht zur Aufstellung gelangen konnten. Weite morastige Wiesen schützten endlich die Fliehenden, indem sie den scharfen Ritt ihrer Verfolger hemmten. Nach diesen ersten glücklichen Erfolgen drängte die Richtung des dänischen Angriffs gegen die große Batterie, aus der unsererseits der Kampf eröffnet und auch bisher mit bestem Erfolg unterhalten worden war. Aber in kluger Berechnung und weiser Voraussicht der kommenden Ereignisse, hatte Tilly diese Batterie durch tiefe Gräben und starke Verhaue so widerstandsfähig gemacht, daß der Vorstoß, den jetzt drei Infanterie-Regimenter gegen dieselbe unternahmen, in kläglichster Weise verlief. Die Unbeholfenheit des Fußvolks mit seinen schweren Musketen und langen Spießen ließ die vorhandenen Hindernisse nicht überwinden, und schnell genug geriethen die Angreifenden in Unordnung und wendeten sich vor dem verheerenden Geschützfeuer zur Flucht. Zu derselben Zeit, in welcher der Kampf vor unserer Batterie in die Entscheidung

trat, vielleicht noch einige Minuten früher, ergriff auch die Reiterei Wallenstein's die Initiative zum Beschluß des Tages. Kaum hatte Oberst Dufour die Unordnung wahrgenommen, welche sich jener feindlichen Regimenter bei der Verfolgung der Croaten und unserer Infanterie bemächtigte, als er ohne Zögern mit den drei Regimentern, zwei Cürassieren, ein Drägoner, die seinem Befehl untergeben waren, eine Linksschwenkung vornahm, und gleich darauf so nachhaltig in die Flanke der feindlichen Reiterei einbrach, daß diese, soweit sie sich überhaupt geordnet erhalten hatte, im ersten Anlauf über den Haufen geworfen, alles Uebrige aber an dem Versuch, sich aufzustellen, verhindert ward. An die Spitze des Angriffs hatte Oberst Dufour sein eigenes Regiment gesetzt, welchem wir, um den Stoß möglichst nachhaltig zu machen, in nur kurzem Zwischenraum folgten. Das Dragoner-Regiment Götz war weiter zurück, und gewann noch Zeit, seinen Ritt zu hemmen, um gleich darauf dem Gegner in den Rücken zu fallen, sobald es unseren Erfolg gegen dessen Flanke gewahrte. Ein wilder Reiterkampf entbrannte jetzt, der wohl eine Viertelstunde anhielt, und, nach dem zähesten Widerstand der dänischen Regimenter, mit deren fast gänzlichen Vernichtung endete. Namentlich waren es die Cürassiere Solms und Landgraf Hessen, die, trotz der verzweifeltsten Gegenwehr,

dem Schwert unserer Reiter völlig unterliegen mußten. Tapfer an der Spitze ihrer Regimenter kämpfend, starben hier Graf Solms und der junge Landgraf von Hessen den Heldentod. Als die Cürassiere sich so plötzlich ihrer Führer beraubt sahen, lösten sich schnell alle Bande der Ordnung, und die, dem Schwert oder der Gefangennahme Entronnenen, suchten fortan ihre Rettung nur noch in der Flucht.

Als Tilly diese Vorgänge gewahrte, ließ er ohne Zögern seine gesammte Schlachtlinie gegen das dänische Fußvolk vorrücken. Dieses, bereits erschüttert, und jetzt auch des Schutzes durch die Reiterei beraubt, leistete nur noch schwachen Widerstand, und folgte bald darauf der Flucht der Cürassiere.

König Christian, der sich geraume Zeit hindurch mit Siegeshoffnungen getragen hatte, vernahm nun plötzlich die Schreckenskunde von der völligen Vernichtung seines ersten Treffens. Aber schnell gefaßt, beschloß er, den Kampf nicht so ohne Weiteres aufzugeben, da das zweite Treffen bisher noch gänzlich intact geblieben war. Es muß als ein großer Fehler von Seite des Königs bezeichnet werden, daß er die zweite Schlachtreihe, über welche er den Oberbefehl in Person übernommen hatte, so weit hinter der ersten formirte, daß letzte im entscheidenden Augenblick sich ohne jede Reserve befand.

Der Abstand zwischen dem ersten Treffen und dem Dorf Lutter, in dessen Nähe das zweite aufgestellt war, betrug nicht weniger als eine halbe Stunde. Das Dorf brannte, als die Schaaren Tillys sich jetzt anschickten, auch die zweite dänische Schlachtlinie anzugreifen, und bald ein neuer, erbitterter Kampf sich entspann, in welchem auf beiden Seiten mit wahrem Heldenmuth gestritten wurde. König Christian war überall, wo die Gefahr am größten schien; er stellte sich an die Spitze seiner Truppen, sie gegen den Feind zu führen, und gab so ein leuchtendes Vorbild ritterlichen Muthes und hoher Entschlossenheit. Aber alle Tapferkeit des Königs und seiner Truppen konnte den Sieg nicht mehr an die dänischen Fahnen knüpfen, und als dann unerwartet unser Dragoner-Regiment Götz auf dem Kampfplatz erschien und dem Feind in die Flanke fiel, da war schnell auch der letzte Widerstand gebrochen. Der König selbst gerieth in die höchste Gefahr; sein Pferd wurde ihm unter dem Leib erschossen, und nur der Geistesgegenwart eines seiner Begleiter verdankte er Leben und Freiheit.

So war denn unsererseits der glänzendste Sieg errungen, während groß, ja ungeheuerlich die Verluste des Gegners an Mannschaft und Trophäen waren. Wir erbeuteten sechszig Fahnen, die gesammte Artillerie,

Bagage und Munition, und machten 3000 Gefangene, so daß der Verlust der Dänen, unter Hinzurechnung von mehr als 5000 Todten und Verwundeten, über 8000 Mann betrug.

Ich selbst hatte in dieser zweiten Schlacht, der ich beiwohnte, tapfer mitgekämpft, so tapfer, wie es einem ehrlichen Soldaten zukommt. Als im wilden Handgemeng die langen Pallasche unheimlich die Luft durchsausten und hageldicht auf Sturmhaube und Cüraß prasselten, gerieth ich in einen heftigen Zweikampf mit einem Rittmeister der Cüraßreiter Solms. Mein Gegner war mir sichtlich überlegen, sowohl an Körperkraft, als auch an Geschicklichkeit im Fechten; aber dennoch hielt ich mich so wacker, und parirte seine wuchtigen Hiebe und geschickten Stöße so gut, daß ich mit einer zwar schmerzhaften, aber wenig gefährlichen Wunde an der linken Hand davon kam. Ein kräftiger Schlag mit dem Pallasch ließ die Sturmhaube meinem Haupt entrollen, und als ich mit der linken Hand zugriff, um die Kopfbedeckung im Fallen aufzuhalten, benutzte mein Gegner den Augenblick, mir einen Hieb über die Hand zu versetzen. Unser Compagnie-Chirurgus verband die Wunde und verordnete alsdann vollständige Ruhe. Ich begab mich nach Lutter, wo ich gerade zu der Zeit eintraf, in welcher noch mehre Compagnien

dänisches Fußvolk, die sich auf der Flucht in das Amthaus daselbst geworfen hatten, das Gewehr streckten und dem Sieger sich ergaben. Nach vierzehntägigem Aufenthalt auf dem Amthaus zu Lutter war meine Wunde geheilt, und konnte ich zu meiner Freude die Hand frei und kräftig, wie zuvor, wieder gebrauchen, an welchem Erfolg der mich behandelnde Arzt nach der ersten Besichtigung der Blessur gezweifelt hatte. Ich war nun froh, das Heer Tillys auf der Stelle verlassen zu können. Ein Befehl Wallensteins rief den Oberst Dufour mit den gesammten Hilfstruppen wieder zum Hauptheer zurück. Streitigkeiten zwischen den beiden Feldherren, hervorgegangen, wie man behauptete, aus Neid, den Wallenstein über den glänzenden Sieg Tillys bei Lutter am Barenberg empfunden, pflanzten sich auch auf die Offiziere der beiden Heere fort, und hatten blutige Raufereien und zahllose Zweikämpfe im Gefolge. Dufour verlangte für seine Regimenter den Hauptantheil an der bei Lutter gemachten Kriegsbeute, indem er behauptete, und hierin war er auch im Recht, daß die Wallensteiner das Meiste gethan und eigentlich das Schicksal des Tages entschieden hätten. Tilly wollte aber solche Ansicht nicht gelten lassen, und verweigerte deshalb auch die Bevorzugung der Truppen Dufours vor seinen eigenen.

Während der ligistische Feldherr jetzt lange, und ganz wider seine sonstige Gewohnheit, in Unthätigkeit verharrte, statt schnell gegen Wolfenbüttel vorzurücken und den dorthin geflüchteten König Christian mit den Trümmern seines Heeres gefangen zu nehmen, und während seine Truppen weit und breit das Land durchschwärmten und mit Feuer und Schwert Vernichtung in Städte und Dörfer, Schlösser und Hütten hineintrugen, verließ das Wallenstein'sche Hilfscorps am 10. September den Schauplatz dieser Schrecken, um seine Wiedervereinigung mit der Armee in Ungarn zu bewerkstelligen.

Dem Herzog von Friedland war es, so sehr er auch eilte, nicht gelungen, den Marsch des Grafen Mansfeld aufzuhalten und seine Vereinigung mit Bethlen Gabor zu verhindern. Unter unendlichen Schwierigkeiten hatte sich der kühne, immer unverzagte Mansfeld glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen durchgeschlagen, bei dem er aber kein sehr willkommener Gast war. Im Vertrauen auf den Beistand Englands und auf eine kräftige Diversion in Niedersachsen, hatte Bethlen Gabor aufs Neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen, aber anstatt dieser gehofften Diversion zog jetzt Mansfeld die gesammte Macht Wallenstein's hinter sich her und ihm auf den

Leib, und forderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. Diese mißlichen Umstände veranlaßten Gabor, sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen eiligen Frieden zu entziehen. Fest entschlossen, denselben bei der nächsten günstigen Gelegenheit wieder zu brechen, wies er jetzt den Grafen von Mansfeld an die Republik Venedig, um dort zunächst und vor allem Andern Geld aufzubringen.

Von Deutschland abgeschnitten und völlig außer Stand, seine Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte Mansfeld Geschütz und Heergeräth, und ließ seine Mannschaft auseinandergehen. Er selbst schlug mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig ein, um dort für seine neuen, kühnen Pläne zu wirken. Aber das Schicksal hatte anders über ihn bestimmt. Nicht weit von Zara, in einer elenden Schenke des Dorfes Oravitza, ereilte ihn am 20. November 1626 der Tod. Er starb, wie er gelebt, als Held! Am 16. November hatte ihn ein bösartiges Fieber mit so großer Heftigkeit befallen, daß seine Körperkraft schnell gebrochen ward und er die Weiterreise nach Venedig einstellen mußte. Vier Tage hindurch raste das Fieber in seinem Körper, ohne dessen übergroße Kraft zerstören zu können. Am fünften Tage der Krankheit, in den Nachmittagstunden, als bereits die Sonne

auf die Rüste ging, fühlte Graf Mansfeld das Herannahen des Todes. Da richtete er sich, seine ganze Kraft noch einmal zusammennehmend, von seinem Krankenlager empor und verlangte, daß man ihn mit Wehr und Waffen wappne, als ginge es zur Schlacht. „Ein deutscher Krieger, wie ich," sprach er zu seiner Umgebung, „darf nicht auf dem Krankenlager enden, sondern muß in voller Rüstung sterben. Hat mich der Tod, den ich im Getümmel des Kampfes nicht fürchtete, vielmehr oft genug aufsuchte, stets verschont, so soll er mich jetzt, da er sich ungebeten einstellt, wenigstens stehend abholen."*) So mußte denn der Leibdiener seinem sterbenden Herrn die volle Kriegsrüstung anlegen, und, nachdem das geschehen, ließ Letzter sich von den Hauptleuten von Westernhagen und von Witzleben auf einen freien Platz vor dem Wirthshaus des Dorfes führen und mit dem Rücken an den Stamm eines Kastanienbaumes lehnen. In dieser Stellung erwartete Graf Mansfeld den Tod! Er sah noch das Scheiden der

*) In ähnlicher Weise ist auch der Vater des preußischen Generals Grafen Bülow v. Dennewitz gestorben, wie Beitzke in seiner „Geschichte der deutschen Freiheitskriege, 1813 und 1814" erzählt. Man fand ihn eines Morgens in aufrechter Stellung, die Hände fest auf einen, vor ihm stehenden Tisch gestützt, als „Leiche". Anmerk. d. Verf.

Sonne; als aber das Abendroth zu bleichen begann, erloſch auch in ihm die letzte Lebenskraft. Noch ein tiefer Seufzer, noch ein Griff im Todeskampf nach dem Schlachtſchwert, und — das Auge des Helden hatte ſich auf immer geſchloſſen.

Ohne beſondere Ereigniſſe vollführten wir unſeren Marſch durch Thüringen, Sachſen, Schleſien und Mähren nach Ungarn, und langten am 2. November bei der Ueberfahrt zu der größeren der beiden, unterhalb Preßburg gelegenen Donau-Inſeln Schütt*) an, auf welcher der Herzog von Friedland ſein Feldlager aufgeſchlagen hatte.

In Schleſien und Mähren nahmen die Verwünſchungen der Bevölkerung gegen Wallenſtein und ſeine Truppen kein Ende, und wir waren herzlich froh, als wir unſeren Marſch beendet hatten. Die Mannszucht im Heer des Friedländers war äußerſt lax geweſen; Raub und Plünderung hatten ſeinen Zug nach Ungarn begleitet. Das Geheimniß war jetzt an den Tag gekommen, in welcher Weiſe Wallenſtein ſeine weitgehenden Verſprechungen, hinſichtlich der Verpflegung ſeiner Truppen,

---

*) Die große Inſel Schütt hat 27, die kleine, ſüdweſtlich jener, $6^1/_2$ Quadratmeilen Flächeninhalt. Anmerk. d. Verf.

zu erfüllen gedachte. Dem Grafen Mansfeld hatte er es abgelernt, aber der Schüler übertraf, wie das öfter zu geschehen pflegt, seinen Meister. Mansfeld verfuhr nach dem Grundsatz, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, und Wallenstein zögerte nicht, nach gleichen Grundsätzen zu handeln. Beide bestritten die Bedürfnisse ihrer Truppen durch Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpreßten, nur ward das Verfahren Wallensteins wesentlich durch den Umstand begünstigt, daß der Name des Kaisers allen Eigenmächtigkeiten und Gewaltthaten die Strafloſigkeit garantirte.

So nahe an Preßburg, war mein erster Gedanke auf den Besuch bei meiner theuren Alma und ihrer guten Mutter gerichtet. Hatten wir doch sechs Jahre der Trennung gekostet, gab es doch so Vieles, was die liebenden Herzen mit einander auszutauschen hatten! Meine Sehnsucht ward schneller befriedigt, als ich geglaubt; ein besonderer Umstand begünstigte wesentlich mein Vorhaben.

Wallenstein war nach Wien gereist, um, wie es hieß, mit des Kaisers Majestät persönlich zu verhandeln, in Wahrheit aber, um auf gewichtige Anklagen gehört zu werden, die zahlreiche Feinde gegen ihn erhoben hatten. Bei der Zuchtlosigkeit in seinem Heere während des

Marsches durch Schlesien war es geschehen, daß auch die Besitzthümer der beiden Fürsten Liechtenstein und Dietrichstein arg verwüstet wurden. Bei der hohen und einflußreichen Stellung nun, welche diese Spitzen der österreichischen Aristokratie am kaiserlichen Hof einnahmen, hielt es nicht schwer, den Kaiser zum Eingehen auf ihre Beschwerden und Klagen gegen Wallenstein zu vermögen. Aber ebenso leicht und noch leichter wurde es den Jesuiten der Hofburg, die den Kaiser Ferdinand vollständig beherrschten, die drohenden Gewitterwolken zu verscheuchen, die sich über dem Haupte Wallensteins, ihres Werkzeugs, zusammengezogen hatten. Pater Lamormain, der Beichtvater des Kaisers, hatte eine größere Bedeutung und übte höheren Einfluß auf den Monarchen aus, als selbst der leitende Staatsminister. So entging denn Wallenstein nicht blos den ihm gelegten Fallstricken, sondern erntete noch obenein Beifall und reiches Lob für die weitschweifigen Pläne, die er dem Kaiser unterbreitete. Gegen das Versprechen, ganz Norddeutschland zu unterwerfen, und die Bevölkerung jener Gegenden um jeden Preis zum katholischen Glauben zurückzuführen, bahnten die Jesuiten ihm den Weg zum Herzen des Kaisers, der nun alles gut hieß, was Wallenstein ihm in Vorschlag brachte. Der neue Feldzug sollte in Schlesien beginnen und von dort aus durch

die Lausitz nach den Gestaden den Ost- und Nordsee geleitet werden. Damit es aber nicht an den nöthigen Mannschaften fehle, erhielt Wallenstein die Erlaubniß, von Neuem die Werbetrommel in allen denjenigen Ländern zu rühren, auf welche Macht und Einfluß des Kaisers sich erstreckten. Und noch eine Verheißung nahm der Friedländer mit auf den Weg, eine Verheißung, ganz geeignet, auf der einen Seite seinen Ehrgeiz in maßloser Weise anzustacheln, andererseits aber seinen Glauben an die Unfehlbarkeit des Meisters Seni, seines Astrologen und vertrauten Rathgebers, immer mehr zu befestigen. „Nach Norden zieht Euch das Geschick, dort werdet Ihr Sieg und Ruhm erwerben. Das Land, auf welches Euer Stern hinweist, heißt Mecklenburg! Albrecht, Herzog von Gottes Gnaden zu Mecklenburg, ich begrüße Euch!“ So hatte der verschmitzte, mit den Jesuiten unter einer Decke spielende Seni erst vor wenigen Tagen zum Herzog von Friedland geredet, und nun, hier in Wien, erhielt er von einflußreicher Stelle her die Zusicherung, daß ihm, wenn er den neuen Feldzug abermals siegreich beenden sollte, zur Belohnung seiner Dienste die Krone des Herzogthums Mecklenburg zu Theil werden würde. Nur in einem Punkt verharrte Wallenstein, den Jesuiten gegenüber, auf seinem Willen. Als nämlich der Pater Lamormain das Ver-

langen stellte, der Herzog möge keine Protestanten zu höheren Officierstellen berufen oder befördern, und, wenn thunlich, auch darnach trachten, die protestantischen Soldaten zum Uebertritt zum Katholicismus zu bewegen, da wies Wallenstein dieses Ansinnen entschieden und mit den Worten zurück: „Wenn ein Offizier meine Feldbinde trägt, sich im Gefecht auszeichnet und auch sonst strengen Gehorsam übt, so muß mir dies genügen, um ihn schnell zu befördern, reich zu belohnen und fest an mich zu ketten, ohne mich im mindesten daran zu kehren, ob er die Messe besucht oder das Abendmahl nimmt. Mit Dummköpfen und Feiglingen, und wenn sie auch sonst die eifrigsten Besucher der Messe sind, und es an Verehrung der Jungfrau Maria nicht fehlen lassen, kann ich die Dänen nicht schlagen, und Norddeutschland nicht in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückführen. Dazu bedarf es tüchtiger Kriegsmänner, gleichviel, wo ich solche nun finde."

Die Abwesenheit des Generalissimus vom Heer genügte, den erbetenen achttägigen Urlaub durch den Oberst Dufour, unter dessen Befehlen unser Regiment einstweilen verblieben war, ohne Schwierigkeit zu erlangen, und ich eilte nun freudigen Herzens aus dem Lager hinweg, um das Ziel meiner heißen Wünsche so bald als möglich zu erreichen.

Mit unendlicher Freude und Herzlichkeit wurde ich von meiner theuren Alma begrüßt, als ich ganz unverhofft in den Abendstunden des 4. November die Schwelle des Zimmers überschritt, in welchem sie, mit einer Näharbeit beschäftigt, an der Seite ihrer guten Mutter sich befand. Auch diese war tief bewegt bei dem unvermutheten Wiedersehen, und eine geraume Zeit lang standen wir vor- und nebeneinander wie die Kinder, Thränen der Freude und Rührung in den Augen, ohne das Eines dem Andern ein Wort zu sagen vermocht hätte. Endlich gewann ich meine Fassung wieder, und entlastete nun schnell mein Herz von dem Alp, der es so lange bedrückt hatte. Was ich, beim Scheiden von Preßburg, zu sagen mir vorgenommen hatte, das sagte ich jetzt gleich. Ich glaubte, vor der lieben, guten Mutter meiner angebeteten Alma nicht länger mein vermeintliches Geheimniß verbergen zu dürfen! So erklärte ich ihr denn offen und ehrlich, wie innig und herzlich ich ihre Tochter liebe, wie diese Liebe, die mit dem Tag begonnen, an welchem mein Auge zuerst ihre Alma erblickt, über das Grab hinausreichen werde, und bat schließlich um die Hand ihrer Tochter. Jetzt sah ich deutlich, daß meine Liebe kein Geheimniß mehr vor der Mutter war. Denn mit freudig bewegtem Herzen entgegnete diese, daß sie längst durch

ihre Tochter von unserer beiderseitigen Liebe unterrichtet gewesen und nicht blos willig, sondern auch freudig ihre Einwilligung zu dem Bund unserer Herzen gebe. Nach diesem Austausch unserer Gefühle und Empfindungen kam auch die Rede besser in Fluß, und wir hatten einander nun so viel zu erzählen, daß man nicht wußte, wo anfangen und wo enden! An eine baldige eheliche Verbindung war freilich nicht zu denken; so lange die Kriegswetter tobten, mußten wir schon alle darauf hinzielende Wünsche in den Hintergrund zu drängen versuchen. Wovon auch hätten wir leben sollen, wenn ich meinen Dienst quittirte, und schon jetzt ein Ehebündniß einging! Das Vermögen, welches ich von meiner seligen Mutter geerbt hatte, war nur gering, und Alma hatte keine andere Aussicht, als nach dem Tode ihrer Mutter in den Besitz einer auch nicht allzubedeutenden Erbschaft zu gelangen. Von jeher zwar erschien mir die Lage eines Bräutigams fatal. Das halbe Wesen desselben widerstand mir, so anmuthig mir auch die Lage einer Braut däuchte. Aber dennoch hätte ich lieber mein ganzes Leben im Brautstand zubringen, als die herzensgute Mutter meiner lieben Alma verlieren mögen, um damit schneller das Ziel meiner Wünsche zu erreichen. Ich hoffte viel, ich hoffte alles von der militärischen Carriere. Wenn auch nur un-

vorhergesehene, widrige Umstände es gewesen waren, die mich gezwungen hatten, das Schwert gegen diejenigen zuführen, denen ich, dem Glauben nach, verbunden war, so empfand ich freilich doch zum öfteren Gewissensbisse, und vermochte nur Trost in derselben Ueberzeugung zu finden, von der, hundert Jahre zuvor, unser großer Reformator getragen und zum Ausharren in dem einmal begonnenen Glaubenskampf ermuthigt ward. „War das Werk von Gott, so mußte es bestehen, andernfalls aber untergehen.“ Und da konnte denn allerdings die Kraft des Einzelnen, der obenein der zwingenden Gewalt hatte weichen müssen, wenig oder gar nicht für das Ganze in Betracht kommen. Für meine Verhältnisse als Militär hatte der Umstand, daß ich Protestant war, nicht die geringste Bedeutung. Eine Menge Protestanten dienten sowohl im ligistischen, als auch im Wallenstein'schen Heer, ohne daß aus ihrem Glauben ihnen Ungelegenheiten oder Verdruß erwachsen wären. Und bei Wallenstein galt vollends blos der „Mann“! Kein Mensch kümmerte sich darum, welcher Religion er angehörte, wenn er nur tüchtig war und seine Schuldigkeit that. Im Uebrigen war ich dem Lutherthum fest und aus voller Ueberzeugung zugethan, ohne jedoch deshalb intolerant gegen Andersgläubige zu sein. Mit dem Glauben eines wahren, aufrichtigen Katholiken kann

sich jeder andersgläubige Christ leicht versöhnen, während der Aberglaube, der im Uebrigen auch bei den Lutheranern in voller Blüthe stand, zu allen Zeiten nichts Abschreckendes für mich hatte. Ich halte dafür, daß es nicht allein schwierig, sondern auch, insofern es gelänge, sehr bedenklich ist, den religiösen Aberglauben unter dem Volk auszutreiben. Denn, was mit dem Aberglauben verschwände, würde nur zu leicht das Tiefste der Religion gefährden, und die Stützen religiöser Sittlichkeit mit sich fortnehmen. Die Geschichte Böhmens, um nur ein Beispiel unter vielen anzuführen, lehrt das mit Flammenzügen. In dem Bestreben, den Aberglauben zu verdrängen und dem Geist einen freieren Flug zu verleihen, schwand bei der Bevölkerung Böhmens auch der letzte Halt wahrer religiöser Sittlichkeit, so daß der Hussitenkrieg ein völlig mohamedanisches Gepräge trug, und die zerstörende Bekehrungssucht mit einer Verdumpfung des Volkes schloß, die, wie sie uns noch nach zwei Jahrhunderten allenthalten entgegen trat, höchst tragisch erschien. Selbst das stolze Prag, das Herrlichste und Mächtigste, was die europäisch-wendische Zeit erzeugt hat, mit Palästen, Schlössern und staunenswerthen Kirchen, mit den Resten der wendischen Kunst, die in ihnen vorhanden, kann, so sehr es auch die Theilnahme in Anspruch nimmt, die

nächtliche Signatur eines gedrückten Geistes niemals verleugnen. —

Es waren köstliche Tage, die ich an der Seite meiner geliebten Braut in Preßburg verlebte! Ich lernte viele Verwandte, Freunde und Bekannte der Familie Janucki kennen, und — ich muß gestehen, daß ich von hoher Achtung gegen die Ungarn der besseren Stände erfüllt ward. Man kam überall mit einer Freundlichkeit und so gewinnenden Herzlichkeit mir entgegen, daß ich stets mit Freude und in Dankbarkeit jener Zeit mich erinnern werde.

Doch die Scheidestunde war herangenaht, mein Urlaub abgelaufen! Und nach herzlichem, tiefbewegtem Abschied von Alma und ihrer Mutter kehrte ich am 12. November in's Feldlager und zu meinem Regiment zurück. Inzwischen hatte der Herzog von Friedland, nach mehrwöchentlichem Aufenthalt, die kaiserliche Residenz wieder verlassen und war zunächst nach Böhmen gegangen, um von dort aus die Rüstungen für den nächsten Feldzug eifrigst zu betreiben. Sein Heer hatte auf dem Marsch durch Schlesien und während des Lagers in Ungarn durch bösartige Seuchen schwer gelitten, so daß es großer Anstrengungen bedurfte, die alten Regimenter zu completiren, neue in's Leben zu rufen. Doch die lockenden Versprechungen auf hohes Handgeld,

reichlichen und regelmäßigen Sold, gebührenden Antheil an der mit Sicherheit zu erwartenden Beute, verfehlten ihren Zweck nicht, und in großen Schaaren strömten entlassene oder versprengte Kriegsknechte herbei, die früher unter dem Mansfelder, Herzog Ernst von Weimar und Grafen Thurn gedient hatten, und jetzt unter den Fahnen des Friedländers kämpfen wollten. So hatte denn Wallenstein zum Frühjahr 1627 wieder ein so zahlreiches und gut ausgerüstetes Heer beisammen, daß es ihm ein leichtes war, die noch in Schlesien befindlichen Truppen des Königs von Dänemark, des inzwischen verstorbenen Herzogs Ernst von Weimar und des Administrators von Magdeburg, Markgraf Christian Wilhelm, zu vertreiben. Wir, die alten Regimenter des Herzogs von Friedland, brachen im December 1626 aus Ungarn auf und marschirten zunächst nach Brünn, wo wir vier Wochen rasteten, um unsere Mannschaft zu completiren. Am 10. Februar 1627 wurde der Marsch fortgesetzt, auf welchem wir Lettowitz, Wildenschwert und Reichenau passirten, und unsere Vereinigung mit den neuformirten Regimentern bewerkstelligten. In Schlesien gab es nicht viel zu thun, da der Feind nirgend Stand hielt, und nur vor den festen Plätzen Troppau und Cosel, die belagert und erobert werden mußten, war es nöthig, größere Opfer an Menschenleben

zu bringen. Bald konnte Wallenstein die gänzliche Befreiung Schlesiens von den Feinden nach Wien melden, und mit großer Freude vernahm Kaiser Ferdinand die Kunde von den neuen wichtigen Diensten, die ihm sein kriegskundiger, thatkräftiger Feldherr geleistet hatte.

Von Schlesien aus betraten wir die brandenburgischen Lande, deren Kurfürst, Georg Wilhelm, der längere Zeit im Zweifel darüber gewesen war, welcher Partei er sich anzuschließen habe, jetzt, da der Herzog von Friedland mit 40,000 Mann in sein Land einzog, dessen Schutz und Bündniß nachsuchte. Dem Feldobersten von Arnim, zur Zeit in Wallenstein's Diensten, bewilligte der Kurfürst Geschütz, Munition und Proviant, und befahl auch, um seine gute Gesinnung gegen den Kaiser noch mehr zu bethätigen, seinem Obersten von Kracht, den fliehenden Dänen den Uebergang über die Netze zu wehren.

Nur langsam ging der Marsch unseres Heeres von Statten; schlechte Wege und ein ungeheurer Troß, der uns folgte, hemmten jede freie und schnellere Bewegung. Der Spätsommer des Jahres 1627 war herangekommen, als Wallenstein mit seinem Heer in die kleine, an der Niederelbe gelegene mecklenburgische Festung Dömitz einzog. Die Gegend hier war einförmig, sandig und unfruchtbar, und sicher nicht geeignet, dem Friedländer

einen allzuvortheilhaften Begriff von dem Land zu machen, dessen Thron ihm in Aussicht gestellt war, und welcher das Ziel seiner ehrgeizigen Pläne ausmachte. Einstweilen begnügte sich Wallenstein, durch ein starkes Streifcorps, welches er unter die Leitung Arnim's stellte, die Städte Mecklenburgs besetzen zu lassen; er selbst aber zog nach Holstein und Schleswig, um, im Verein mit Tilly und dem Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, der längst die Partei der Protestanten aufgegeben und sich unter kaiserlichen Schutz gestellt hatte, den geschlagenen König von Dänemark zu verfolgen und völlig zu vernichten.

Christian IV. hatte mit einer vollzähligen Macht dem einzigen Tilly nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt der gesammten Macht seiner Gegner, die 80,000 Mann betrug, mit einem geschwächten Heer, das höchstens 30,000 Mann zählte. So wichen denn die Dänen ohne großen Widerstand aus sämmtlichen Stellungen, die sie an der Elbe und Weser inne hatten, und wie ein reißender Strom ergoß sich das Heer Wallensteins über die verlassenen Lande. Kleinere Gefechte, so bei Pinneberg und Rendsburg im September, bei Flensburg im October, waren bedeutungslos für den Ausgang des Feldzugs. Für mich jedoch sollte das letzgenannte Gefecht von großer Wichtigkeit sein. Zwei

Compagnien unſeres Regiments, darunter auch die des Rittmeiſters von Grafenegg, bei welcher ich ſtand, zogen dem Heer als Recognoscirungs-Patrouille vorauf. Wir ſahen weit und breit keinen Feind, und ritten ſorglos unſeres Wegs, als wir jenſeit Flensburg, in der Nähe eines Waldes, plötzlich von einer ſtarken Abtheilung däniſcher Cüraßreiter angegriffen wurden. Wir bemerkten den Feind erſt dann, als wir kaum noch die Zeit fanden, aufzumarſchiren und dem Angriff in geſchloſſener Linie zu begegnen. Wir wurden geworfen und ſuchten nun Deckung in dem erwähnten Gehölz, von wo aus wir den, in kleinen Haufen uns nachſetzenden däniſchen Reitern mit unſeren Feuerwaffen erheblichen Schaden verurſachten. Rittmeiſter von Grafenegg recognoscirte inzwiſchen den Wald nach allen Richtungen hin, und entdeckte, nicht weit von der Stelle entfernt, an welcher wir in ungeordneten Trupps hielten, eine Lichtung, die ins freie Feld führte, breit genug für zwei Pferde. Der Abzug, ſo mühſam und zeitraubend er auch war, wurde doch alsbald und glücklich bewerkſtelligt. Wir gewannen den Ausgang des Waldes und formirten ſchnell die Gefechtslinie. Unſere Abſicht konnte aber dem Gegner unmöglich verborgen bleiben, und nicht lange währte es, ſo ſahen wir die feindlichen Reiter an der Liſiere des Waldes, dort, wo wir in das Gehölz

eingeritten waren, von Neuem auftauchen. Vernichtung oder Gefangenschaft erschien hier unvermeidlich; der Feind war mindestens um das Doppelte stärker, als wir. In dieser verhängnißvollen Situation sahen wir plötzlich in der Ferne die Stahlhauben und Panzer der Wallensteiner in der Herbstsonne glitzern, und als wir dessen gewiß waren, daß das Gros der Armee uns folge, da erfüllte auch schnell freudige Zuversicht unser bedrücktes Herz. Und so sehr war Bangigkeit und Besorgniß im Augenblick wieder geschwunden, daß es nur weniger Worte von Seite des Rittmeisters von Grafenegg bedurfte, um uns Alle zu einer kühnen That zu begeistern. Wir wollten dem nachrückenden Heer zeigen, daß nicht Muthlosigkeit, sondern zwingende Nothwendigkeit unsern Marsch aufgehalten hatte, und so stürmten wir denn, nachdem wir uns in Linie formirt, mit erhobenem Pallasch auf den Feind ein. Es entspann sich jetzt ein heftiges Handgemenge, in welchem wir um unsere Ehre, die Gegner aber um Rettung oder Untergang kämpften. In blinder Wuth theilte ich in dem Getümmel meine Hiebe rechts und links aus, nicht achtend das Blut, das mir aus der rechten Wange floß, und meinen Brustharnisch roth färbte. Da erblickte ich, nicht weit von der Stelle, auf welcher ich gerade hielt, meinen braven Rittmeister, dessen Kraft im ungleichen Kampf gegen

drei feindliche Reiter zu erlahmen drohte. Schnell bahnte ich mir einen Weg zu ihm hin, und war bald an seiner Seite. Ein kräftiger Hieb, den ich dem nächsten feindlichen Cüraßreiter über den Kopf gab, ließ diesen aus dem Sattel fallen, und schon glaubte ich meinen Rittmeister gerettet, als ich ihn mit dem Ausruf: Jesus, Maria! vom Pferd stürzen sah. Die Kugel eines Faustrohrs hatte ihn getroffen; sie war, als er zum Hieb den rechten Arm erhoben, unterhalb desselben, am Cüraßausschnitt in die Brust eingedrungen. Da der Kampf so gut wie entschieden war, und die feindlichen Reiter bereits zur Flucht wendeten, sprang ich schnell vom Pferd, um dem Verwundeten, so viel ich vermochte, Hilfe zu leisten. Aber alle Mühe war hier vergebens. Der Sterbende hatte nur noch die Kraft, mich zu bitten, seinen geliebten Eltern in Gratz die Kunde seines Todes und ein Lebewohl von ihm zukommen zu lassen; dann faltete er die Hände auf der Brust und schloß unter dem kaum noch vernehmbaren Gebet: Pater, in manus tuas commendo animam meam! für immer seine Augen. Sein Tod ergriff mich tief! Grafenegg war ein lieber Kamerad, ein milder Vorgesetzter seinen Untergebenen, für deren Wohl er jederzeit nach besten Kräften sorgte; er war ein eifriger Katholik, aber auch ein guter Christ, so daß es ihm nicht schwer wurde,

Toleranz gegen Andersgläubige zu üben. Friede seiner Asche!

Wie es im Leben gar oft geschieht, daß nämlich diametral entgegengesetzte Dinge sich begegnen, Tod und Geburt, Freud und Leid die Hand sich reichen, so geschah es auch hier. Aus der Trübsal, in die ich durch den Tod meines geliebten Rittmeisters versetzt war, sollte ich plötzlich und ungeahnt zu Ruhm und Ehren gelangen. Der Herzog von Friedland, der an der Spitze seines eigenen Regiments Cüraßreiter dem Heer voraufgezogen, war noch Zeuge des blutigen Kampfes gewesen, den unsere beiden Compagnien gegen eine überlegene Macht auszukämpfen hatten. Seinem scharfen Blick war die Episode nicht entgangen, in welcher mein gefallener Rittmeister und ich die hervorragendste Rolle spielen mußten. Als er mich nun, und während seine Reiter noch den fliehenden Feind verfolgten, blutend und erhitzt von der heißen Arbeit gewahrte, gab er mir ein Zeichen, mich ihm zu nähern. Sobald ich auf Befragen ihm meinen Namen genannt, und die nächste Frage, „wo er mich bereits einmal gesehen und gesprochen?“ mit den Worten „an der Dessauer Brücke, Durchlauchtigster Herr Herzog!“ beantwortet hatte, forderte er mich auf, den Hergang des Gefechts in Kürze zu schildern. Er hörte mir aufmerksam zu, und endete

die Unterredung mit den mich ehrenden und hoch beglückenden Worten: „Ihr seid ein braver Offizier! Und da Euer Rittmeister gefallen ist, so werdet Ihr seine Stelle einnehmen; die Ernennung zum Rittmeister werdet Ihr aus meiner Kanzlei zugestellt erhalten!“ Damit wendete er sein Roß und ritt weiter. —

Mehr und mehr wurden jetzt die dänischen Truppen in die Enge getrieben, ohne, wohin sie sich auch wenden mochten, einen Weg zur Rettung zu erkennen. König Christian, die Mehrzahl seiner Offiziere und auch viele Soldaten waren bereits nach den Inseln geflohen, und diesem Beispiel folgte nun sehr bald auch der Rest des Heeres, so daß sich beim Schluß des Jahres 1627 kein einziger dänischer Soldat mehr auf dem Festland befand.

Die Erschöpfung des Feindes ließ jetzt einen nahen Frieden mit Wahrscheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr Wallenstein fort, die kaiserlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf 100,000 Mann zu verstärken.

Wir kehrten nun nach Mecklenburg zurück, wo wir, in vortrefflichen Quartieren, längere Zeit hindurch ein äußerst behagliches Leben genossen. Die Wunde, die ich im Gefecht bei Flensburg durch einen Säbelhieb erhalten, hatte nur stark geblutet, war aber im Uebrigen

völlig ungefährlich. Ein gutes Pflaster drauf, und — ich konnte meinen Dienst nach wie vor verrichten.

Im Jahr 1628 wurde Wallenstein, der die eroberten Herzogthümer Mecklenburg bereits als Unterpfand für sich verlangt und erhalten hatte, bis die Geldvorschüsse, welche er dem Kaiser in dem bisherigen Feldzug geleistet, erstattet sein würden, in aller Form mit denselben belehnt. Kaiser Ferdinand wollte sich, auf welche Art es auch sein möchte, diesen unentbehrlichen Diener verpflichten, und stieß deshalb die Nachkömmlinge eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser aus ihrem Erbtheil. Die Herzoge Johann Albrecht von Mecklenburg-Güstrow und Adolf Friedrich I. von Mecklenburg-Schwerin mußten, wegen des Bündnisses mit Christian IV. von Dänemark, das Land ihrer Väter verlassen, um einem Günstling des Kaisers Platz zu machen.

Das Herzogthum Mecklenburg litt zwar stark unter der übermäßigen Besatzung, aber doch lange nicht in gleichem Maß, wie andere Länder. Von Güstrow aus, auf dessen Schloß Wallenstein als souverainer Fürst jetzt thronte, und wo er sich von der Ritter- und Bundschaft den Huldigungseid leisten ließ, ergingen sehr scharfe Verordnungen an alle Befehlshaber der Truppen, nach welchen letzte sich alles Plünderns, Brennens und jeder gewaltsamen Requisition zu enthalten hätten. Es lag,

wie das auch sehr natürlich erscheint, durchaus nicht in des Herzogs Absicht, sein Land verwüsten und verarmen zu lassen.

Das gelinde Auftreten der neuen Regierung, ihre strengen Maßnahmen gegen alle Ausschreitungen der Soldateska, gewannen ihr schnell die Zuneigung eines großen Theils der Bevölkerung, und unter dem Landadel sogar gab es viele, die sich ohne Widerstreben in die neue Ordnung der Dinge fügten. Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß letzte ihre angestammten Herrscher bereits vergessen hatten, und Verlangen darnach trugen, sich an den Strahlen der neuen Sonne zu erwärmen! Nein, sie hielten es nur für gerathen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, den Gesetzen der gegenwärtigen Regierung zu gehorsamen, und die Zukunft dem anheim zu stellen, der allein die Geschicke des Einzelnen wie die der Staaten und Völker lenkt.

In Güstrow, wo unser Regiment mit dem Fußvolk des Obersten Altringer die Besatzung bildete, herrschte ein sehr reges Leben und Treiben. Zu allen Thoren kamen die Landstände hoch zu Roß, begleitet von reisigen Knechten, hereingezogen, theils um dem neuen Beherrscher des Landes den erzwungenen Huldigungseid zu leisten, theils um bei einem guten Glas Rheinwein zu politisiren. Ich hatte mein Quartier in der Mühlen-

straße, ganz in der Nähe der trefflichen Herberge zum „Auerochsen", in welcher ich meine Mahlzeiten einnahm und auch außerdem häufig verkehrte. Da die Herberge zum „Auerochsen" aber auch das Absteigequartier der mecklenburgischen Ritterschaft war, so bekam ich dort oft Dinge zu hören, die sich für einen Offizier des Friedländers wenig schickten. Aber mir gefiel das ungezwungene, oft derbe Wesen der naturwüchsigen mecklenburgischen Junker gar wohl, und um keinen Preis der Welt hätte ich Gebrauch von ihren, oft recht unvorsichtigen Aeußerungen machen mögen, die doch nur der Liebe zu ihrem rechtmäßigen Herrscher und dem Bestreben um Befreiung ihres Landes entsprangen. Die Mehrzahl der Ritter, die fast allabendlich sich hier zusammenfand, gewann mich lieb, betrachtete mich, da ich einer pommerschen Familie angehörte, ganz als den ihrigen, und nahm deshalb auch wenig oder gar keine Rücksicht auf meine Anwesenheit bei Besprechung der Tagesfragen.

Im Monat März 1628 gedachte ich einen Urlaub zu erbitten, um meinen guten Vater zu besuchen, den ich seit zehn Jahren nicht mehr wieder gesehen hatte. Doch zunächst wollte ich Antwort auf das Schreiben abwarten, welches ich, eben so wie zwei andere, nach Preßburg und Gratz gerichtet, gleich bei unserer An-

kunft in Güstrow, nach Plümenhagen bei Cöslin abgeschickt hatte. Die Wege waren schlecht und unsicher, und erhöhte Vorsicht schien bei einer so langen Reise einem Offizier des Wallenstein'schen Heeres geboten. Schnell genug aber sollte ich allen Reflexionen überhoben sein. Am 24. März des genannten Jahres erhielt ich einen Brief aus Plümenhagen, in welchem der Besitzer dieses Guts, Siegfried v. Varchmin, den bereits am 21. November 1625 erfolgten Tod seines Vetters, meines innig geliebten Vaters meldete. Ich war starr von Schmerz und Schrecken, und immer wieder nahm ich das verhängnißvolle Schreiben zur Hand, um mich zu überzeugen, ob ich richtig gelesen oder Alles nur ein Trugbild sei.

Als Vollzieher des letzten Willens meines seligen Vaters, machte Siegfried v. Varchmin mir Anzeige von der mir zugefallenen Erbschaft von fast achttausend Reichsthaler, in dem er gleichzeitig erwähnte, daß er wiederholentlich an mich nach Olmütz geschrieben, aber nie eine Antwort erhalten, und deshalb denn auch, bei der Ungewißheit über meinen Aufenthalt, es für rathsam erachtet hätte, nicht eher wieder an mich zu schreiben, bis ich mich selbst gemeldet haben würde. Ich antwortete nun sofort, dankte dem Verwandten für die Liebe, die er meinem guten Vater entgegengebracht, und bat ihn,

das mir zugefallene Vermögen bis zu einem günstigeren Zeitpunkt reserviren zu wollen. Ich fügte noch die Adresse meiner Schwiegermutter in spe mit dem Bemerken bei, dieser den gesammten Nachlaß an baarem Geld zuzustellen, falls ich, im ferneren Verlauf des Krieges, bleiben sollte, und mein Tod ihm in glaubwürdiger Weise gemeldet werden würde.

Es war mir nicht lange vergönnt, Betrachtungen über das auf's Neue mir widerfahrene harte Geschick anzustellen, denn schon zu Anfang Mai erhielt unser Regiment Befehl zum Vormarsch gegen Stralsund, das seit Beginn des Jahres 1628 von 10,000 Mann des Wallenstein'schen Heeres, unter dem Befehl des Feldmarschalls v. Arnim, belagert wurde. Es erschien dem Herzog von Friedland, der sich bereits „Generalissimus des Kaisers zu Wasser und zu Land" nannte, von höchster Wichtigkeit, Stralsund am baltischen Meer in seinen Besitz zu bekommen. Der Zusammenhang der niederdeutschen Stände mit den nordischen Reichen war zerrissen, sobald es gelang, einen starken Keil zwischen die beiden einzutreiben. Der vortreffliche Hafen, die leichte Ueberfahrt nach den schwedischen und dänischen Küsten, machten Stralsund vorzugsweise geeignet, in einem Krieg mit jenen beiden Staaten einen Waffenplatz abzugeben. Weder die bisher beobachtete Neutrali-

tät, noch die wichtigen Privilegien vermochten die, unter dem Schutz des Herzogs von Pommern stehende Stadt vor den Anmaßungen Wallensteins zu schützen, der seine Pläne auf sie gerichtet hatte. Es erscheint abenteuerlich, einen Seeplatz, der trefflich befestigt war, erobern zu wollen, ohne seinen Hafen einschließen zu können. Aber Wallenstein, der noch nie einen Widerstand erfahren, wollte nun auch die Natur überwinden und das Unmögliche möglich machen. Sein übermüthiges Wort: „Ich will diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden", ist bekannt; Jedermann schüttelte den Kopf über solche Vermessenheit und gedachte des Wortes: Hochmuth kommt vor dem Fall!

Inzwischen fuhr Stralsund, von der Seeseite frei, ungehindert fort, sich mit Lebensmitteln zu versehen und mit neuen Truppen zu verstärken. Und als Christian IV. sich außer Stand befand, eine größere Streitmacht an die Erhaltung der Stadt zu wagen, warf sich Stralsund, mit seiner Genehmigung, dem König von Schweden in die Arme. Diese Nothwendigkeit, in welche Wallenstein die Stadt versetzt hatte, den schwedischen Schutz anzurufen, veranlaßte ein enges Bündniß zwischen Gustav Adolph und Stralsund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutschland wesentlich erleichterte.

Am 13. Mai trafen unſer Regiment und die Cüraß-reiter Savelli vor Stralſund ein, wo wir, im Verein mit den bereits anweſenden Truppen Arnims, ein be-feſtigtes Lager in dem ſogenannten Hegerholz, zwiſchen dem Knieper- und dem Triebſeeſchen Thor bezogen. Die Friedſeligkeiten begannen noch an demſelben Tag, ſobald Feldmarſchall von Arnim erfuhr, daß Wallenſtein perſönlich Verſtärkung heranführe, und, auf dem Marſch nach Stralſund begriffen, bereits in Prenzlau ein-getroffen ſei. Er gedachte den Herzog mit der freudigen Botſchaft von der erfolgten Einnahme des Platzes zu überraſchen; aber er ſollte ſich ſchwer über die Wider-ſtandsfähigkeit der Werke und die zähe Ausdauer ihrer Vertheidiger getäuſcht haben! Zwar glückte es dem ver-wegenen Muth des Infanterie-Regiments des Oberſten von Götz, welches an die Spitze der Sturmcolonne ge-ſtellt war, im erſten Anlauf ſich der beiden Schanzen vor dem Knieperthor zu bemächtigen, die Vertheidiger theils zu überwältigen, theils in die Flucht zu jagen, aber der Kampf blieb doch reſultatlos, da die Belagerten gleich darauf die Werke zurückeroberten und das Regi-ment zum Abzug zwangen, ehe demſelben noch möglich geworden, ſich in den Schanzen feſtzuſetzen.

Am 25. Mai wiederholte ſich der Kampf. Die erſten Angriffe von unſerer Seite mißglückten, aber ſchließ-

lich gelang es der Tapferkeit des Regiments Oberst von Fahrensbach, eine Außenschanze am Kirchhof zu St. Jürgen, vor dem Knieperthor, nicht blos zu stürmen, sondern auch zu behaupten. Größere Gefahr drohte der belagerten Stadt bei einem Angriff im Monat Juni. Derselbe fand in der Frühe eines Sonntags statt, und hatte große Wahrscheinlichkeit des Gelingens durch den Umstand, daß, wie wir in Erfahrung gebracht hatten, viele Bürger regelmäßig zu der Zeit die Wälle und Wachen verließen, um sich zum Gottesdienst nach den Kirchen zu begeben. Ein Bürgermädchen aber, welches vom Boden eines hohen Hauses aus den Anmarsch der Sturmcolonnen gewahrte, rettete die Stadt. Sie eilte auf die Straße, verkündete mit lautem Geschrei die drohende Gefahr, und setzte auf diese Weise die ganze Garnison in Bewegung. Es war hohe Zeit, als die erste Hilfe beim Knieperthor anlangte, da das Regiment Verdugi bereits mit stürmender Hand eine Schanze erobert und auch die Thorwache bewältigt hatte. Sehr bald sollte nun die Situation sich ändern! Immer mehr Bürger und Soldaten eilten herbei, und ihrer Tapferkeit gelang es schließlich, die verlorene Schanze wieder zu gewinnen und das Regiment Verdugi zum Rückzug zu nöthigen.

Am 27. Juni langte Wallenstein mit einigen Regimentern Verstärkung vor Stralsund an, und bereits am

Abend des 28., sobald es zu dunkeln begann, befahl er einen Hauptsturm gegen die Außenwerke vor dem Frankenthor. Zum directen Angriff wurden die Regimenter Dohna, Arnim, Götze, Morrando, Hebron und Verdugi bestimmt; die Cüraßreiter Piccolomini, Dufour und Savelli bildeten die Reserve. Der erste Vorstoß glückte; er brachte unser Fußvolk in den Besitz von zwei Schanzen am Frankenthor. Aber in stürmischer Eile führten die Obersten Rosladie und von Horn schwedische Infanterie herbei, deren Tapferkeit, nach langem und erbittertem Kampf, es gelang, sich der Schanzen wieder zu bemächtigen und uns zum Rückzug zu zwingen. Unsere Reiterei blieb während des Kampfes fast völlig intact; nur einmal, als ein schwedisches Regiment sich zur Verfolgung über die Schanzen hinaus fortreißen ließ, griffen wir dasselbe in der Flanke an und hieben es total zusammen.

Der König von Schweden, welcher die hohe Wichtigkeit der Festung Stralsund längst erkannt hatte, zögerte nicht, ihre Widerstandsfähigkeit zu steigern, soviel er nur konnte. Und, während er jetzt auf's neue 2000 Mann seines Fußvolks unter den Obersten Lesly und Graf Brahe in die Stadt warf, rüstete auch Christian IV. eine starke Flotte aus, um dem Platz von der Seeseite her erhöhte Hilfe leisten zu können.

Unter diesen Verhältnissen entschloß sich Wallenstein, seinen Plänen zu entsagen. Er selbst begab sich nach seiner Residenz Güstrow, und gleich darauf, 24. Juli, hob Feldmarschall v. Arnim die Belagerung auf, und bewerkstelligte den Abzug sämmtlicher Einschließungstruppen. Der Rückmarsch nach Mecklenburg erfolgte in bester Ordnung, und nur selten wurden wir belästigt von dem, eine Strecke weit uns verfolgenden Feind. Unsere Nachhut bestand aus dem Regiment Savelli, altgediente, tüchtige Soldaten, die fast sämmtlich aus der Lombardei stammten, in vielen Schlachten mit gekämpft hatten und auch hier ihre Schuldigkeit thaten.

In Malchin, einer freundlichen, zwischen dem Malchiner- und Kumerower-See gelegenen Stadt, verlebte unser Regiment jetzt ruhige und gemüthliche Tage, bis wir plötzlich, anfangs October, wieder aufbrechen und uns den Truppen anschließen mußten, die Wallenstein in Person gegen Greifswald führte. Dort war König Christian IV. mit nicht unbedeutender Macht gelandet, und hatte in Eile ein verschanztes Lager errichtet. Der Herzog von Friedland und Mecklenburg zögerte nun nicht, aufzubrechen, um die Eindringlinge so schleunigst als möglich zu vertreiben.

Sobald wir des Feindes ansichtig wurden, gingen wir ungesäumt zum Angriff über. Aber der Wider-

stand, den sechs dänische Regimenter Fußvolk uns entgegensetzten, war äußerst hartnäckig, und zweimal sah unsere Infanterie sich zum Rückzug genöthigt. Da gingen unsererseits die Cüraßreiter zur Attake vor, und so ungestüm war dieselbe, daß das Infanterie-Regiment, auf welches wir zuerst stießen, im Augenblick zersprengt und fast völlig vernichtet war. Den braven Major von Taubenheim, dem meine Compagnie gleichfalls unterstellt war, traf eine Musketenkugel auf den Tod, während fast in demselben Augenblick mein Pferd, tödtlich verwundet, unter mir zusammenbrach. Schnell erfaßte ich den Zügel des Pferdes meines gefallenen Majors, schwang mich in den Sattel und übernahm, da die andere Compagnie von einem Lieutenant commandirt wurde, die weitere Führung beider Cornets. Wie ein reißender Strom ergossen wir uns nun auch über das nächststehende dänische Infanterie-Regiment, das, bereits erschüttert durch die Flucht seiner Waffenbrüder, nun im Spiel die Beute meiner siegestrunkenen Reiter wurde. So flutete denn die ganze Feindesmasse rückwärts, umdrängt und bestürmt von unseren, nicht zu zügelnden Cüraßreitern, und nur mit Mühe vermochte sich ein kleiner Theil der Fliehenden auf die Schiffe zu retten, um gleich darauf in See zu gehen.

Der Lohn für diese Action, kraftvoll unternommen, beharrlich durchgeführt und glücklich beendet, sollte nicht lange auf sich warten lassen. Gleich nach beendetem Gefecht erschien Wallenstein vor der Front unserer beiden Fähnlein, drückte uns seine höchste Zufriedenheit aus und ertheilte viele Gnadenbeweise. Mich traf die Ernennung zum Major und Führer der beiden Compagnien; jeder andere Offizier der beiden Fähnlein erhielt eine Erhöhung seines Ranges, die gesammte Mannschaft aber wurde durch eine reiche Geldspende belohnt.

Zwei Tage nach dieser scharfen Rencontre marschirten wir nach unseren alten Standquartieren zurück, und ich war froh, als ich das trauliche Haus meiner guten Wirthin, der verwittweten Frau Peters, in Malchin wieder erreicht hatte. Ich war an allen Gliedern wie zerschlagen, und heftiger Frost schüttelte meinen Körper, als ich mich entkleidete und zu Bett ging. Schon vor Stralsund war ich von heftigen Schmerzen in den oberen Extremitäten befallen worden; ich achtete derselben wenig, da Zeit und Umstände auch nicht dazu angethan waren, diesen, vermeintlich unbedeutenden, Leiden eine höhere Sorgfalt und bessere Pflege zuzuwenden. Aber das Uebel griff weiter um sich, und erstreckte sich auch sehr bald auf die unteren Extremitäten.

Bei der Ruhe und ärztlichen Pflege, die ich bei meiner ersten Anwesenheit in Malchin genoß, hatte das Leiden sich wesentlich gemildert. Nun kamen aber neue Anstrengungen mit der Expedition nach Greifswald, und neue unvermeidliche Erkältungen hinzu, und die Krankheit mußte naturgemäß, sowohl an Ausdehnung als auch an Intensität, gesteigert werden. — Das Jahr 1629 brachte neue Friedenshoffnungen, und zum zweitenmal hatte Kaiser Ferdinand jetzt die Ruhe Deutschlands in Händen. König Christian IV. von Dänemark war vom Kriegsschauplatz abgetreten. Er war, obschon er im Vertrag von Kopenhagen sich verbindlich gemacht hatte, ohne Zuziehung Schwedens keinen einseitigen Frieden mit dem Kaiser zu schließen, doch bereitwillig auf den Antrag, den ihm Wallenstein machte, eingegangen. Auf dem Congreß zu Lübeck, 1629, erhielt Christian IV. alle ihm abgenommenen Länder zurück, verpflichtete sich aber, sich in die Angelegenheiten Deutschlands fernerhin nicht mehr einzumischen, als ihm der Titel eines Herzogs von Holstein gestattete, und die mecklenburgischen Herzoge ihrem Schicksal zu überlassen.

Dieser Friede mit Dänemark aber bewog den Kaiser, der jetzt alle Furcht bei Seite gesetzt hatte, und die gänzliche Ohnmacht der Protestanten gekommen wähnte, den Forderungen der Ligue nachzugeben, und das

Restitutions-Edict zu unterzeichnen, nach welchem die Protestanten alle, seit dem Passauer Vertrag, 1552, eingezogenen Stifter und Kirchengüter den Katholiken zurückgeben sollten. Auch wurde die Entscheidung getroffen, „daß der Religionsfriede von Augsburg keinem katholischen Landesherrn auflege, protestantischen Unterthanen etwas mehr als freien Abzug aus seinen Landen zu bewilligen.“ Unter diesen Umständen war an einen Frieden weniger denn je zu denken.

Inzwischen hatte ich, auf Anrathen der mich behandelnden Aerzte, einen Urlaub von unbestimmter Dauer nachgesucht und auch erhalten, und so trat ich, begleitet von meinem treuen Diener Sladek, am 20. Juni 1629 die Reise nach Teplitz an, wo ich mich gegen die, immer mehr in die Erscheinung tretenden rheumatischen Leiden einer längeren Badecur unterziehen wollte.

4. Capitel.

Teplitz. — Badecur. — Besuch beim Festungs-Commandanten, Oberst Löbl, in Olmütz. — Aufenthalt in Preßburg. — Zweite Badecur in Teplitz. — Wallenstein von seiner Stellung als Generalissimus enthoben. — Eine Audienz beim Herzog von Friedland in Prag. — Allgemeine Verhältnisse in Deutschland. — Wallenstein erhält auf's Neue den Oberbefehl. — Befreiung Böhmens. — Vereinigung der Kaiserlichen mit den Bayern bei Eger. — Vor Nürnberg. — Schwere Verwundung.

Da bei meinen Schmerzen das Reiten mir sehr beschwerlich geworden sein würde, legte ich den Weg in einem leichten Wagen zurück, welchen ich zu diesem Zweck in Malchin erstanden hatte. Nach einer Reise von drei Wochen, die ich über Waren, Gransee, Berlin und Dresden einschlug, langte ich am 11. Juli in Teplitz an, wo ich, gleich nach erfolgter Ankunft, den mir empfohlenen Badearzt Dr. Manitius consultirte, und, seiner Verordnung gemäß, schon am folgenden Tag zu baden begann. Ich muß gestehen, daß die Ruhe in dem ländlich stillen Ort, fast mehr noch die regelmäßige Lebensweise, der ich mich unterziehen mußte, mir äußerst wohl thaten. Das reizende Thal, in welchem Teplitz gelegen, der große, das Schloß umgebende Park, die reine,

stärkende Luft, die gut gehaltenen Promenaden, und die auf ihnen wandelnde, oft auch hinkende, aber doch im ganzen fröhliche und heitere Curgesellschaft — das Alles wirkte einerseits beruhigend auf mein stark erregtes Nervensystem, andererseits aber auch erheiternd und belebend auf Herz und Gemüth. Trotzdem Teplitz stark besucht war, herrschte doch Ruhe auf den Straßen bei Tag und Nacht. Um 9 Uhr abends hatte die Mehrzahl der Curgäste längst ihr Bett aufgesucht; Bäder und kräftige Bewegung im Freien für solche, die zur Motion befähigt sind, wirken herabstimmend und erzeugen eine wohlthuende, heilsame Ermattung. Ich knüpfte liebe und angenehme Bekanntschaften mit Curgästen an, so daß, im Umgange mit ihnen, die Tage rasch dahinflossen und das Ende meiner Cur, der 12. September, schneller herankam, als mir lieb war. Die Bäder hatten mir vortreffliche Dienste gethan; ich konnte Arme und Beine wieder frei gebrauchen. Mit innigem Dank gegen Gott und den vortrefflichen Arzt, schied ich am 14. September von dem, mir lieb und werth gewordenen traulichen Ort. Dem Arzt aber, der mir ganz besonderes Wohlwollen bezeugt hatte, gab ich das feste Versprechen, mich vorerst vom Dienst ganz fern zu halten und, wenn es möglich sein würde, Teplitz auch im nächsten Jahr zu besuchen.

Gehobenen Sinnes, und das Herz freudig bewegt, schlug ich jetzt den Weg nach Preßburg ein. Ich war nicht lange im Zweifel über die Route, die ich zu wählen hatte. Der Weg über Prag und Wien nach Preßburg war nicht viel näher als der über Olmütz eben dahin, und so entschloß ich mich für letzten, um den Ort und die Menschen wiederzusehen, an welche sich, im Grund genommen, mehr liebe als traurige Erinnerungen für mich knüpften. Ich legte fortan die Reise wieder zu Pferd zurück, schon deshalb, weil ich auf diese Art die schlechten Straßen besser passiren konnte, als mittels Wagen. Am 15. September erreichte ich Leitmeritz, am 16. Jungbunzlau, und langte, den Weg über Elb-Teinitz und und Böhmisch-Trübau nehmend, am 23. desselben Monats in Olmütz an.

Groß und herzlich war die Freude über das Wiedersehen in der ganzen Familie Löbl! Es war alles just noch so, wie vor vier Jahren, als ich Olmütz verlassen hatte, sodaß die Zeit zwischen damals und jetzt mir fast wie ein Traum erschien. Nur mit den Kindern Löbl's war eine sichtbare Veränderung vorgegangen; sie waren in den vier Jahren tüchtig gewachsen und kaum wieder zu erkennen. Daß ich von meiner ursprünglichen Absicht, in Olmütz nur einen Tag zu weilen, und alsdann die Reise nach Preßburg fortzusetzen,

würde abgehen müssen, erkannte ich gleich beim Eintritt in das gastliche Haus des braven Commandanten, und nur, um einigermaßen mit Gewißheit mein Eintreffen in Preßburg signalisiren zu können, vereinbarten wir die Dauer meines Besuchs in Olmütz auf acht Tage. Ich schrieb nun an meine Braut, um derselben die Ursachen mitzutheilen, welche mich zum Abweichen von dem, in Teplitz gefaßten und von dort aus ihr bereits kundgegebenen Plan veranlaßt hätten.

Wir erfreuten uns in Olmütz eines prächtigen Herbstwetters, und benutzten dasselbe trefflich zu näheren oder weiteren Ausflügen, letztere bis nach Sternberg und Proßnitz hin ausdehnend. Auch die Jagd frequentirten wir stark, da Oberst Löbl ein wahrer Nimrod war, und auch ich an diesem ritterlichen Vergnügen und der sehr gesunden Motion hohes Wohlgefallen fand.

Am 1. October nahm ich Abschied von der theuren Familie Löbl, um, vom herrlichsten Wetter begünstigt, meine Reise zu vollenden. Je näher ich dem Ziel meiner Sehnsucht kam, desto mehr beflügelte ich meinen Schritt, so daß ich bereits am 8. des genannten Monats in Preßburg eintraf. Daß der Empfang auch hier ein äußerst herzlicher war, brauche ich wohl nicht erst zu versichern, und übergroß gestaltete sich die Freude, als ich meiner geliebten Alma und ihrer guten Mutter die

Mittheilung von meinem, auf längere Zeit beabsichtigten Aufenthalt in Preßburg machte. Unter Vermittelung meiner Braut fand ich ein reizendes Logis, ganz in der Nähe des Hauses und bei Verwandten der Frau Janucki. Ich hatte diese Wahl nie zu bereuen! Oberst Helfy sowohl, als auch seine liebenswürdige Gattin thaten alles, was in ihrer Macht stand, den Aufenthalt in der Stadt, speciell in ihrem Haus, mir so angenehm als möglich zu gestalten. So verlebte ich denn den Winter auf 1630 in größter Gemüthlichkeit, dabei auch in Lust und Freude. Häufige Gesellschaft, sowohl im gastlichen Haus der Frau Janucki, als auch bei mehren, ihr verwandten oder befreundeten Familien, unterbrachen in angenehmer Weise das sonst sehr stille Leben. Mit meinem körperlichen Befinden ging es während der Wintermonate recht gut, und erst im Monat März, als heftige Winde eintraten, kamen die rheumatischen Leiden, hauptsächlich in Schultern und Armen, wieder zum Vorschein. Ich beschloß deshalb, das Versprechen, welches ich bei meinem Abschied aus Teplitz dem Badearzt, Dr. Manitius, gegeben, zu halten, und die dortigen heilkräftigen Thermen auch in diesem Jahr zu besuchen. Doch kam der Monat Juli heran, ehe ich mich entschließen konnte, meine gute Alma und das mir lieb gewordene Preßburg wieder zu verlassen.

Nach bewegtem Abschied von meiner Braut und deren Mutter, trat ich in der frühen Morgenstunde des 16. Juli meine Reise nach Teplitz an. Ich schlug diesmal die Route über Wien, Budweis, Beneschau und Prag ein, schon deshalb, die kaiserliche Residenz, die ich bisher noch nicht betreten hatte, und in der ich jetzt drei Tage verweilen wollte, kennen zu lernen. Am 2. August traf ich in Teplitz ein, und begann schon am folgenden Tag die Cur in derselben Weise, wie sie mir ein Jahr zuvor verordnet worden war.

Dunkle, unheimliche Gerüchte durchschwirrten bereits bei meiner Ankunft die Luft, und erschienen mir fast wie die Vorboten eines nahenden heftigen Sturms. In Regensburg tagte die Versammlung der Kurfürsten, welcher Kaiser Ferdinand in Person beiwohnte, vergeblich bemüht, die Ansprüche der Katholiken sowohl, als auch die nicht viel geringeren der Protestanten zu befriedigen. Alle Welt wußte, daß der stolze Kurfürst von Bayern, unterstützt von den katholischen Reichsständen, eifrig bemüht sei, den Herzog von Friedland zu verdächtigen und dessen Absetzung beim Kaiser dringend zu fordern. Aber daran glaubte doch Niemand, daß Ferdinand solchem Verlangen Folge geben und Wallenstein wirklich entlassen würde. Denn, die Einstimmigkeit und Hitze, mit welcher die Absetzung des Friedländers

von dem ganzen Kurfürstencollegium, selbst von den Spaniern, gefordert wurde, und die den Kaiser in Erstaunen setzte, überzeugte diesen gerade von der hohen Wichtigkeit seines Dieners. Und dennoch geschah, was man für unmöglich hielt! Der Kaiser, der jetzt mehr denn je den guten Willen der Kurfürsten nöthig hatte, da er beabsichtigte, seinem Sohn Ferdinand, vermähltem König von Ungarn, die Nachfolge im Reich zuzuwenden, gab dem Drängen Maximilians von Bayern, dessen Einwilligung ihm unentbehrlich war, nach, und opferte seinen wichtigsten Diener, um jenen zu verpflichten. Das wichtige Ereigniß vollzog sich im Monat September 1630, und zwar kurz nach der Abreise Wallensteins von Regensburg, wohin er, sobald ihm Kunde von den Kabalen geworden war, die dort gegen ihn geschmiedet wurden, eilte, um dem Kaiser die wahren Absichten des Kurfürsten von Bayern zu offenbaren. Wohl möglich, daß der ungeheure Prunk, mit welchem der Herzog von Friedland in Regensburg erschien, ein Prunk, der selbst den Glanz des Kaisers verdunkelte und dem Haß seiner Gegner neue Nahrung gab, die Katastrophe beschleunigte!

Die Nachricht von diesen Vorgängen war schnell genug auch in das friedliche Thal gedrungen, in welchem ich zwar noch weilte, das ich aber doch, völlig genesen, in Kürze zu verlassen gedachte, um mich zu meinem Re-

giment wieder zurückzubegeben. Ich ſann hin und her, was nun zu thun ſei, um aus dem Dilemma herauszukommen, in welches auch ich gerathen war. Die Ausſichten geſtalteten ſich für mich um ſo trüber, als ich hörte, der Kaiſer habe auch darin den Forderungen der Fürſten in Regensburg gewillfahrt, daß er Befehl ertheilt, ſogleich 18,000 Mann Reiterei von ſeinen im Feld ſtehenden Heeren zu entlaſſen. Da fand ich Troſt in dem Zuſpruch und Rath eines alten, inactiven kaiſerlichen Generals, deſſen Bekanntſchaft ich während meiner Cur in Teplitz gemacht, und deſſen Wohlwollen ich mir in hohem Maß errungen hatte. Dieſer einſichtsvolle Militär rieth mir, ohne Verzug nach Prag zu eilen, dem Herzog von Friedland mich vorzuſtellen und um deſſen hohe Protection in Betreff meiner Zukunft zu bitten. Er war der Anſicht, daß man ſehr bald genöthigt ſein würde, Wallenſtein wieder zu Ehren zu bringen, da Thatſache es ſei, daß die Schweden ſich bereits zu ihrem Einmarſch in Deutſchland rüſteten. Als höchſt unkluge Maßregel bezeichnete er die Entlaſſung des größten Theils der vortrefflichen kaiſerlichen Reiterei, die jetzt maſſenhaft den Fahnen des Schwedenkönigs zueile.

So begab ich mich denn auf die Reiſe nach Prag, wo viele Wallenſteinſche Offiziere um ihren ehemaligen

Generaliſſimus verſammelt waren, und ich hoffen durfte, einen Halt für meine nächſte Zukunft zu finden. Unter das directe Commando Tillys, dem, nach der Abdankung Wallenſteins, der Oberbefehl über das kaiſerliche Heer übertragen war, und der deshalb den bayriſchen Dienſt gegen den öſterreichiſchen vertauſcht hatte, wollte ich um keinen Preis geſtellt ſein; da ich aber auch nicht geſonnen war, das kaiſerliche Heer zu verlaſſen und damit den Vortheilen zu entſagen, welche ich bereits durch meine Dienſtzeit mir errungen hatte, ſo blieb mir nur übrig, einen unmittelbaren Verſuch bei dem Herzog von Friedland zu wagen.

Als ich in den erſten Tagen des Monats October 1630 in Prag eintraf, ſollte ich ſchnell genug inne werden, welche Verehrung Wallenſtein bei den Offizieren ſeines Heeres genoß, und wie ungünſtig der Eindruck war, den ſeine Entlaſſung allgemein hervorgebracht hatte. Die Reden, die hier, und aus Anlaß dieſes Ereigniſſes, fielen, hätten den katholiſchen Reichsſtänden und deren Complicen, wenn ſie dieſelben gehört, ſo furchtbar in den Ohren klingen müſſen, daß ſie Ruhe nicht früher gefunden haben würden, bis ſie das, an Wallenſtein begangene Unrecht, durch ſeine Wiedereinſetzung, geſühnt hatten. Es war höchſt auffallend, wenn Maximilian den Beruf in ſich fühlte, in Regensburg als Ankläger

des Herzogs von Friedland aufzutreten. Es ist ja richtig: Wallensteins Erpressungen waren mit der Zeit ganz unerträglich geworden, und die Klagen hierüber hatten auch ihre völlige Berechtigung. Aber was thaten denn Maximilian und der Feldherr der Ligue? nichts anderes, nichts besseres als was der Friedländer that! Seit der Einnahme von Prag, 1620, und bis zum Jahr 1630, hatten Erpressung und Plünderung, zerstörte und eingeäscherte Städte und Dörfer den vernichtenden Zug der Ligisten durch Deutschland bezeichnet. Der wahre Grund zu dem feindseligen Auftreten Maximilians gegen Wallenstein lag nicht in dem Verhalten des letzten gegenüber den Bewohnern der befeindeten und niedergeworfenen Lande, sondern in dessen Benehmen gegen die Fürsten Deutschlands, sowie in seinen glücklichen Waffenerfolgen. Der Herzog von Bayern wußte sehr wohl, daß es der höchste Triumph des übermüthigen Charakters Wallensteins war, der Autorität der Fürsten Hohn zu sprechen, und nun mußte dieser stolze Fürst auch noch erkennen lernen, daß er durch einen kaiserlichen Feldherrn entbehrlich geworden, Macht und Ansehen der Ligue verschwunden waren.

Als die Absetzung Wallensteins bekannt wurde, war das Murren der Armee ein Allgemeines, und der beste Theil seiner Offiziere verließ ohne Zögern den kaiser-

lichen Dienst. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können. Als ich diese Umstände erfahren, und von mehren Offizieren meines Regiments, die sich in Prag aufhielten, die Versicherung erhalten hatte, daß es nur auf mich ankäme, zur steten Verfügung des Herzogs gestellt und mit entsprechendem Wartegeld bedacht zu werden, da überwand ich schnell die Besorgniß um meine Zukunft und beschloß, ungesäumt eine Audienz bei dem in Prag anwesenden Herzog von Friedland nachzusuchen. Dieselbe wurde mir gewährt, und mit klopfendem Herzen trat ich am 10. October vor den gewaltigen Mann, dessen kleine, funkelnde Augen und widrig ausgestoßene Worte mir an dieser Stelle, im geschlossenen Raum, weit mehr Schrecken und Bestürzung einflößten, als das im Feld und auf der Stätte des Kampfes der Fall gewesen war. Aber dennoch gewann ich bald gute Fassung, da ich bestätigt fand, was die Kameraden meines Regiments über die Bereitwilligkeit des Herzogs, seine Offiziere, die ihm weiter dienen wollten, nicht unversorgt zu lassen, mir mitgetheilt hatten. Kaum war mein Anliegen vorgetragen, als auch schon der Herzog mir in die Rede fiel und mit den Worten „brave Offiziere kann ich jederzeit gebrauchen, habe Flensburg

und Greifswald nicht vergessen, das Weitere wird sich finden" die Audienz endete. Noch an demselben Tag erhielt ich aus der herzoglichen Kasse zweitausend Gulden, — unter eintausend Gulden schenkte Wallenstein nie — gezahlt, wofür ich einen Revers geben mußte, durch welchen ich mich verpflichtete, jederzeit, sobald der Herzog von Friedland befehlen würde, zu seiner Verfügung zu stehen, und die Stadt Prag, ohne seine Erlaubniß, nicht zu verlassen.

Ueber alle Maßen groß war die Pracht, die Wallenstein in Prag entwickelte. Sechs Pforten führten zu dem Palast, den er bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Hof des mächtigen Schlosses Raum zu geben. Aehnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Söhne aus den edelsten Familien stritten um die Ehre, ihn zu bedienen, und es gab kaiserliche Kammerherren, die den goldenen Schlüssel zurückgaben, um bei Wallenstein eben dies Amt zu bekleiden. Er hielt sechszig Pagen; seine Vorzimmer wurden stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel bestand stets aus hundert Gängen, sein Haushofmeister zählte zu den vornehmen Standespersonen. Auf Reisen über Land wurden dem Herzog auf hundert Wagen, theils sechs-, theils vierspännig, Geräth und Gefolg nach-

gefahren; in sechszig Caroſſen und mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livreen, der Glanz der Equipagen und der Schmuck seiner Zimmer entsprach völlig dem übrigen Aufwand. Sechs Barone und eben so viel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um schnell jeden Befehl zu vollziehen, zwölf Patrouillen die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein beständig arbeitender Kopf brauchte lautlose Stille; kein Geraſſel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt.

Inzwischen war der Schwedenkönig Gustav Adolph mit 15,000 Mann am 4. Juli 1630 an der Küste von Pommern gelandet, und der Kampf hatte von Neuem begonnen. In ängstlicher Spannung harrten wir in Prag der kommenden Dinge; jede Nachricht vom Kriegsschauplatz wurde mit höchster Begier erfaßt. Die Ueberzeugung hatte sich nun uns allen aufgedrängt, daß der Tag nicht fern sei, an welchem Kaiser Ferdinand seine Zuflucht wieder zu Wallenstein werde nehmen müssen.

So dringend und gerecht der Krieg war, so vielversprechend waren auch die Umstände, unter welchen Gustav Adolph ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Name des Kaisers, unerschöpflich seine Hilfsquellen, unbesiegbar bisher seine Macht, und jeden Andern, als

Gustav Adolph, würde ein so gefahrvolles Unternehmen zurückgeschreckt haben. Der König übersah alle Hindernisse, welche sich seinem Vorhaben entgegenstellten; aber er kannte auch die Mittel, durch welche er sie zu besiegen hoffte. Seine Armee war nicht beträchtlich, aber wohl disciplinirt, durch anhaltende Feldzüge abgehärtet und in dem polnischen Krieg zum Sieg gebildet. Großbritannien machte ihm Hoffnung auf beträchtliche Subsidien, während Frankreich, an dessen Spitze der große Staatsmann Richelieu stand, der, mitten unter den Sorgen einer stürmischen Staatsverwaltung, unerschütterlich seinen Plan verfolgte, die anwachsende Macht Oesterreichs in ihrem kühnen Lauf zu hemmen, ihm mit den vortheilhaftesten Anerbietungen bei seiner Unternehmung entgegenkam. Und auch die protestantischen Fürsten Deutschlands schienen nur die Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unerträgliche Joch der Tyrannei abzuwerfen und sich öffentlich für Schweden zu erklären.

Gustav Adolph glaubte sich gegen den Kaiser Ferdinand, der ihn zuerst mit den Waffen angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhoben und begann ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten. Am kaiserlichen Hof wurde der Einfall der Schweden als ein sehr unbedeutendes Ereigniß betrachtet, und mit großer

Geringschätzung sah Kaiser Ferdinand auf einen Fürsten herab, der mit einer Handvoll Menschen aus einem entlegenen und verachteten Winkel Europas hervorkam, und, wie man sich einbildete, seinen bisher erlangten Kriegsruhm blos der Ungeschicklichkeit seiner noch schwächeren Feinde verdankte. „Da haben wir halt a Feindl mehr!“ soll Ferdinand ironisch ausgerufen haben, als man ihm die Botschaft von der Landung des Schwedenkönigs überbrachte. Die herabsetzende Schilderung, welche Wallenstein, nicht absichtslos, von der Macht Schwedens entworfen, trug wesentlich bei, die Sicherheit des Kaisers zu mehren. Wie hätte dieser einen Feind fürchten oder gar achten können, den sein Feldherr mit Ruthen aus Deutschland zu verjagen gedachte! Ferdinand sollte nun schnell eines anderen belehrt worden!

Vergeblich bemühte sich inzwischen der kaiserliche General Torquato Conti, welcher die Armee in Pommern commandirte, den Siegeslauf der Schweden zu hemmen. Aus einem Platz nach dem andern wurden die Kaiserlichen vertrieben; Stettin, Damm, Stargard, Camin, Wolgast fielen schnell nach einander in des Königs Hand. Die kaiserlichen Truppen waren seit Wallensteins Abdankung auf's tiefste heruntergekommen, alle Manneszucht war dahin, keine Achtung mehr für die Befehle der Offiziere, sodaß Torquato Conti bald darauf ein Com-

mando niederlegte, bei welchem wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war.

Ununterbrochen begleitete das Glück den König von Schweden! Aus Pommern, Brandenburg und Mecklenburg vertrieben seine Truppen die Kaiserlichen, und er genoß die königliche Lust, beide Herzoge von Mecklenburg in ihre Staaten wieder einzusetzen. Mit Frankreich hatte er, so groß der Kampf auch war, den es ihm gekostet, am 13. Januar 1631 ein Bündniß geschlossen, Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel hatte sich aus freien Stücken ihm angeschlossen, und auch die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, bedroht durch die Anwesenheit Tillys in ihren Ländern, warfen sich jetzt, wenn auch nur mit Widerstreben, in seine Arme. Der übermüthige Ton, in welchem Tilly seine grausige That, die Zerstörung Magdeburgs, Mai 1631, allen protestantischen Fürsten verkündete, verfehlte seinen Zweck völlig, und diente nur dazu, an Stelle des Schreckens den höchsten Unwillen zu setzen.

Gleich nach geschlossener Alliance mit Sachsen war Gustav Adolph über die Elbe gegangen, und hatte gleich darauf sich mit den sächsischen Truppen vereinigt. Anstatt diese Vereinigung zu hindern, war Tilly gegen Leipzig vorgerückt, das schon am zweiten Tag nach seinem Erscheinen, des schlechten Zustandes der Festungswerke wegen,

ihm die Thore geöffnet hatte. Er nahm dort sein Quartier im Haus eines Todtengräbers, dem einzigen, welches während der Einäscherung der halliſchen Vorſtadt durch den Commandanten, Hans von der Pforta, in derſelben ſtehen geblieben war. Beim Anblick der gemalten Todtenſchädel und Gebeine, womit der Todtengräber ſein Haus geſchmückt hatte, entfärbte ſich Tilly, doch unterhielt er ſich in leutſeliger Weiſe mit ſeinem Wirth, und gewährte auch der Stadt Leipzig eine äußerſt gnädige Behandlung.

Unterdeſſen wurde zu Torgau von dem König von Schweden und dem Kurfürſten Johann Georg von Sachſen, im Beiſein des Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg, großer Kriegsrath gehalten. Der Kurfürſt von Sachſen, von dem Verlangen erfüllt, ſein Land von zwei Armeen ſo bald als möglich befreit zu ſehen, brannte nach einer Schlacht, und ſchließlich trat auch Guſtav Adolph ſeiner Meinung bei. Es wurde nun beſchloſſen, den Feind ohne Verzug anzugreifen, ehe er die Verſtärkungen, mit welchen die Generale Altringer und Tiefenbach im Anzug waren, an ſich gezogen hätte. Das vereinigte ſchwediſch-ſächſiſche Heer, geführt von Guſtav Adolph und dem Kurfürſten von Sachſen, ſetzte nun über die Mulde; der Kurfürſt von Brandenburg reiſte in ſein Land zurück.

Bei dem Dorf Breitenfeld, nördlich von Leipzig gelegen, stießen in der frühen Morgenstunde des 7. September 1631 die feindlichen Heere auf einander, und Tilly, der nur mit Widerstreben und gezwungen durch den, gegen seinen ausdrücklichen Befehl unternommenen Reiterangriff Pappenheims, die Schlacht angenommen hatte, erlitt hier eine so furchtbare Niederlage, daß er auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über 600 Mann, Pappenheim nicht über 1400 zusammenbringen konnte. Tilly selbst dankte seine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und als dieser schon im Begriff stand, ihn zu tödten, rettete ihn eine Kugel, die seinen Angreifer zu Boden streckte.

In Halberstadt nahm Tilly sich kaum die Zeit, seine Wunden heilen zu lassen; er eilte der Weser zu, sich durch die kaiserlichen Truppen, die in Niedersachsen standen, zu verstärken.

Nach reifliger Erwägung über die nächsten Schritte zur Vernichtung seiner Gegner, entschloß sich Gustav Adolph, nach dem Sieg bei Breitenfeld, zu einem Einfall in die ligistischen Länder. Und, während er demgemäß für sich selbst den Weg nach Franken wählte, Schweinfurt, Würzburg mit dem Marienberg eroberte,

das ganze Hochstift des Bischofs von Würzburg überschwemmte, und sowohl den General Tilly, der sich mit seinen beiden Untergeneralen Altringer und Fugger vereinigt hatte, als auch den Herzog Karl von Lothringen, der in den Kampf gegen ihn eingetreten war, vor sich herjagte, übertrug er dem Kurfürsten von Sachsen die Vertreibung des Feindes aus seinem eigenen Land und die Eroberung Böhmens. Von Franken aus schlug Gustav Adolph den Weg nach Frankfurt a. Main ein, welches ihm nach kurzem Zögern die Thore öffnete, ging alsdann über den Rhein, nahm Oppenheim am 8. December 1631 mit stürmender Hand und hielt am 13. desselben Monats seinen Einzug in das eroberte Mainz, das er zum Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt der Staatsgeschäfte wählte. Inzwischen befreiten seine Generale das ganze Erzstift Mainz von dem Ueberrest der spanischen Garnisonen, und nachdem er selbst, durch die Einnahme von Kreuznach, die Eroberung dieses ganzen Landstrichs vollendet, und die Behauptung desselben seinem Reichskanzler Oxenstierna übertragen, eilte er mit dem Hauptheer wieder nach Franken, erzwang am 15. April 1632 den Uebergang über den Lech, bei dessen Vertheidigung sich sein erbitterter Gegner, Tilly*),

*) Tilly starb am 30. April 1632, also vierzehn Tage nach seiner Verwundung, in Ingolstadt. Anmerk. d. Verf.

die Todeswunde holte, und zog am 17. Mai 1632 in München ein.

Zu derselben Zeit, in welcher Gustav Adolph den Krieg im Reich mit solcher Ueberlegenheit führte, hatte das Glück seinen Bundesgenossen, den Kurfürsten von Sachsen, nicht minder begünstigt. Den ersten Erfolg des Sieges bei Breitenfeld genoß dieser in der Wiedereroberung von Leipzig, der in kurzer Zeit die Befreiung des ganzen Kreises von den kaiserlichen Besatzungen folgte. Durch die Mannschaften verstärkt, welche von den feindlichen Garnisonen zu ihm übertraten, wollte jetzt der sächsische General von Arnim*) seinen Marsch nach der Lausitz richten, um diese, durch den kaiserlichen General Rudolph von Tiefenbach mit einer Armee überschwemmte Provinz zu schützen, als ein Befehl des Kaisers an seinen General, die sächsischen Lande mit Krieg zu verschonen, ihn dieser Mühe überhob.

Zu spät hatte Ferdinand die fehlerhafte Politik erkannt, die den Kurfürsten von Sachsen dem König von Schweden in die Arme trieb. Aber indem er nun den ersten Fehler wieder gut machen wollte, verfiel er, durch übertriebene Mäßigung, in einen zweiten. Seine De-

*) Seit 1631 aus kaiserlichen in kursächsische Dienste getreten. Anmerk. d. Verf.

müthigung, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Kurfürsten nur die Verlegenheit seines Feindes und seine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile um so lebhafter zu verfolgen.

Die sächsische Armee, der Sorge um die Lausitz überhoben, nahm jetzt ihren Weg nach Böhmen, vertrieb die kaiserlichen Besatzungen aus Schluckenau, Tetschen, Aussig, Leitmeritz und allen Plätzen, vor denen sie erschien, und schlug ihren Marsch direct auf Prag ein. Schrecken ergriff alle Papisten des Königreichs, da jeder katholische Ort der Plünderung preisgegeben wurde, und alles, was katholisch war, flüchtete vor der rächenden Ankunft eines protestantischen Heeres. In Prag selbst herrschte die größte Bestürzung; auf einen Angriff war man nicht vorbereitet, und die Mannschaft zu gering, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Der kaiserliche Befehl, welcher dem General Tiefenbach die Rettung der böhmischen Hauptstadt übertrug, kam zu spät; Tiefenbach war, nach dem Verlassen der Lausitz, nach Schlesien gezogen und befand sich daselbst in Standquartieren. In dieser Bedrängniß erwarteten die katholischen Bewohner von Prag ihre Rettung von Wallenstein, der in den Mauern ihrer Stadt als Privatmann lebte. Es würde diesem ein Leichtes gewesen sein, den

Platz erfolgreich zu vertheidigen, da er allein mehr als zweihundert Offiziere zur Verfügung hatte, die vor Verlangen brannten, den Kampf mit den, ihnen verhaßten Sachsen aufzunehmen. Aber Wallenstein ergriff den günstigen Augenblick nur zur Befriedigung seiner Rache. Wenn er auch nicht die Sachsen nach Prag gelockt hatte, so war es doch sicherlich sein Betragen, was ihnen die Einnahme der Stadt ermöglichte. Der kaiserliche Oberst, Graf Maradas, war entschlossen, die Vertheidigung zu übernehmen; als er sich aber an Wallenstein wandte, an welchen die böhmische Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hof in dieser äußersten Verlegenheit angewiesen war, und bei ihm Rath suchte, hüllte sich dieser in seine Dienstlosigkeit und völlige Zurückgezogenheit von der politischen Bühne, während er andrerseits die Entschlossenheit des Untergebenen durch die Bedenken niederschlug, die er, als der Vorgesetzte, deutlich zu erkennen gab. Die Muthlosigkeit vollkommen zu machen, verließ Wallenstein endlich gar mit seinem ganzen Hof die Stadt, so wenig er auch bei Einnahme derselben zu fürchten hatte. Seinem Beispiel folgte der ganze katholische Adel, die Geistlichkeit, alle Beamten der Krone und schließlich die Generalität mit den Truppen. Maradas selbst, an der Errettung des Platzes verzweifelnd, verließ denselben, und führte seine

schwache Mannschaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Die Einnahme von Prag, welche nun unmittelbar erfolgte, zog die schnellste Unterwerfung der meisten Städte Böhmens nach sich und bewirkte eine große Veränderung in dem ganzen Königreich. Der größte Theil desselben war jetzt für den Kaiser verloren, und die Sachsen befanden sich von dieser Seite her gegen Oesterreich im Anzug, während der schwedische Monarch sich durch Franken, Schwaben und Bayern einen Weg nach den kaiserlichen Erbstaaten bahnte.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbeigerückt, der dem beleidigten Stolz des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Gleichen schaffte. Das Schicksal selbst hatte sich zu seinem Rächer aufgestellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die seit dem Tag seiner Absetzung über Oesterreich hereinstürmte, dem Kaiser selbst das Geständniß entrissen, daß mit diesem Feldherrn sein rechter Arm ihm abgehauen worden sei.

Ferdinand zögerte nun nicht länger, Wallensteins Hilfe anzurufen, und nach langem Ueberlegen und Verhandeln, einzig in der Absicht, die erlittene Kränkung dem Kaiser mit vollen Zinsen zu erstatten, versprach der Herzog endlich, in wenigen Monaten ein kriegs-

tüchtiges Heer von 40,000 Mann auszurüsten und in's Feld zu stellen.

Nicht lange säumte Wallenstein, eine Zusage wahr zu machen, welche ganz Deutschland als chimärisch verlachte und Gustav Adolph selbst übertrieben fand. Aber längst schon war der Grund zu dieser Unternehmung gelegt, und der Herzog ließ jetzt nur die Maschinen spielen, die er seit mehren Jahren zu diesem Endzweck in Gang gebracht hatte. Kaum verbreitete sich das Gerücht von Wallensteins Rüstung in Mähren, als von allen Enden der österreichischen Monarchie Schaaren von Kriegern herbeieilten, unter diesem erfahrnen Feldherrn ihr Glück zu versuchen. Alle Provinzen des österreichischen Reichs strengte man an, zu den Rüstungen beizutragen. Kein Stand blieb von Taxen verschont; von der Kopfsteuer befreite keine Würde, kein Privilegium. Der spanische Hof, wie der König von Ungarn, verstanden sich zu beträchtlichen Summen; die Minister machten ansehnliche Schenkungen, und Wallenstein ließ es sich 200,000 Thaler von seinem eigenen Vermögen kosten, die Ausrüstung zu beschleunigen. Nach Zeit von drei Monaten hatte der Herzog sein Versprechen erfüllt; im Frühjahr 1632 stand die Armee völlig ausgerüstet im Feld. Jetzt trat Wallenstein zurück, und überließ dem Kaiser, dem Heer einen Führer zu geben.

Auf's Neue erniedrigte nun der Kaiser seine Würde soweit, Wallenstein flehentlich zu bitten, den Oberbefehl über die Armee anzunehmen! Zu Znaym in Mähren fand Fürst von Eggenberg, der Abgesandte des Kaisers, den Herzog von Friedland, prahlerisch umgeben von den Truppen, nach deren Besitz er den Kaiser lüstern machte. Wie einen Flehenden empfing der stolze Unterthan den Abgesandten seines Gebieters. „Nimmermehr," gab er zur Antwort, „könne er seiner Wiederherstellung trauen, die er einzig nur der Verlegenheit, nicht der Gerechtigkeit des Kaisers verdanke." Des langen Gaukelspiels müde, nahm Fürst Eggenberg jetzt einen ernsthafteren Ton an, und bedrohte den Halsstarrigen mit dem ganzen Zorn des Monarchen, wenn er auf seiner Renitenz beharren würde. „Tief genug," erklärte er, „habe sich die Majestät des Kaisers erniedrigt und, anstatt durch ihre Herablassung seine Großmuth zu rühren, nur seinen Stolz gekitzelt und seinen Starrsinn vermehrt." Da gab Wallenstein nach! Er fühlte lebhaft, daß die Drohungen nicht eitel seien, da seine weitläuftigen Besitzungen in Oesterreich der Gewalt des Kaisers jeden Augenblick bloßgestellt waren.

Nicht ohne Bangigkeit sah der Minister jetzt der Schrift entgegen, in welcher der stolze Diener seinem Herrn Gesetze zu geben sich erdreistete. Aber wie ge-

ring auch das Vertrauen war, das er in die Bescheidenheit seines Freundes setzte, so überstieg doch der ausschweifende Inhalt dieses Schriftstücks bei weitem seine bängsten Erwartungen. Wallenstein verlangte eine unumschränkte Oberherrschaft über alle deutschen Armeen des österreichischen und spanischen Hauses, und unbegrenzte Vollmacht, zu strafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn, dem Sohn des Kaisers, noch diesem sollte es vergönnt sein, bei der Armee zu erscheinen, noch weniger eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle solle der Kaiser bei der Armee zu vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief desselben ohne Wallensteins Bestätigung gültig sein. — Umsonst bat der Minister, diese Forderungen zu mäßigen. Der Herzog beharrte auf seinem Willen, und der Kaiser genehmigte alles, was er verlangte.

Endlich also hatte die kaiserliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das diesen Namen verdiente! Und je größer der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müssen, zu so größeren Hoffnungen glaubte man sich am Hof des Kaisers berechtigt. Aber Wallenstein beeilte sich nicht, diesen Erwartungen zu entsprechen. In der Nähe von Böhmen mit einem starken Heer, hätte er sich nur zeigen dürfen, um die geschwächte Macht

der Sachsen zu bewältigen, und die Wiedereroberung des ganzen Königreichs zu bewerkstelligen. Sein Plan war aber nicht, die Sachsen zu bezwingen, sondern sich mit ihnen zu vereinigen, und erst als er sah, daß Johann Georg, in dessen Andenken die große Verbindlichkeit, die man den Schweden schuldig war, noch frisch fortlebte, kein Vertrauen zu der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen zu fassen vermochte, entschloß er sich, durch Waffengewalt zu erzwingen, was auf dem Weg der Unterhandlungen mißlungen war. Schnell zog er seine Truppen zusammen und stand vor der böhmischen Hauptstadt, ehe die Sachsen dieselbe zu entsetzen vermochten.

Als Wallenstein sich veranlaßt fand, Prag, bei Annäherung der sächsischen Truppen zu verlassen, waren ihm auf sein Geheiß sämmtliche Offiziere gefolgt, die in irgend welcher Beziehung zu ihm standen. Sobald in Mähren die Werbetrommel erscholl, begann auch unsere Thätigkeit sich wieder zu entfalten. Es galt neue Regimenter zu organisiren, früher bestandene zu completiren, die Mannschaften im Marschiren, Reiten, Fechten und Schießen zu üben, so daß unsere Zeit vollauf in Anspruch genommen ward. Auf Befehl Wallensteins wurde ich dem Cürassier-Regiment Kronberg, welches sein Standquartier in Znaym hatte, als Major und

Führer von zwei Fähnlein überwiesen, und ich ließ es mir nun angelegen sein, für die Ausrüstung und Ausbildung meiner Mannschaft nach besten Kräften zu sorgen. Die eigene Equipage wurde dabei nicht vergessen, vielmehr ergänzt oder erneuert, so viel als nöthig war. Durch Vermittelung des Obersten Löbl in Olmütz waren mir 1000 Thaler von meinem, bei dem Handelshaus Passavant deponirten kleinen Capital zugegangen, so daß ich nicht blos im Stande war, für Kleider und Waffen zu sorgen, sondern auch meinen ehrlichen Sladek auszustatten und zwei prächtige Pferde, böhmische Hengste, zu erstehen. Das Leben in Znaym war einförmig und langweilig, und knüpft sich für mich keine andere Erinnerung an diesen Ort, als daß ich eines Tages nahe daran war, beim Baden in der Thaya zu ertrinken. Ich bekam plötzlich einen heftigen Krampf im rechten Unterschenkel, so daß ich mich nur durch den Beistand einiger meiner Cürassiere, die gleichfalls badeten, zu retten vermochte.

Mit freudigem Herzen empfingen wir den längst ersehnten Befehl zum Vormarsch auf Prag. Wir schlugen den Weg über Iglau, Humpolec und Beneschau ein, waren aber nicht wenig erstaunt, nirgend auf einen Feind zu stoßen. Ungehindert kamen wir vor der böhmischen Hauptstadt an, die, nach schwacher Gegenwehr,

durch Verrath der Kapuziner, einem unserer Infanterie-Regimenter die Thore öffnete. Die sächsische Besatzung flüchtete ins Schloß, wo sie unter harten Bedingungen das Gewehr strecken mußte.

Wunderbare Gefühle bewegten mich, als wir als Sieger in dieselbe Stadt einritten, die ich wenige Monate zuvor nicht viel besser wie ein Flüchtling hatte verlassen müssen, und an welche mich die schmerzlichsten Erinnerungen aus einer längst verflossenen Zeit knüpften. Ich eilte nach meiner alten Wohnung in der Stupartsgasse, wo mein freundlicher Wirth, der Spengler Jerczabek, mich herzlich bewillkommete, und mit Bitten nicht eher nachließ, bis ich seinem Wunsch, mein Logis, welches ich in einem Gasthof genommen hatte, mit einer Wohnung in seinem Haus zu vertauschen, Folge leistete.

Der Aufenthalt in Prag sollte aber diesmal von keiner langen Dauer für mich sein, da das Regiment Kronberg schon am dritten Tag nach seinem Einrücken den Befehl zum Ausmarsch erhielt. Wir nahmen unseren Marsch nach Aussig, einem Städtchen an der Elbe und Biela gelegen, während andere Truppen bis nach Pirna vorgingen, um, durch Besetzung der zwischen diesen Orten befindlichen engen Päße, der sächsischen Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden. Diese Absicht mißlang jedoch; die Geschwindigkeit, mit welcher Feld-

marſchall von Arnim ſeinen Rückzug bewerkſtelligt hatte, entriß ſeine Truppen glücklich der drohenden Gefahr. Gleich nach ſeinem Abzug ergaben ſich auch die letzten, von den Sachſen noch gehaltenen Plätze, Eger und Leitmeritz, dem Sieger, und ſchneller, als es verloren gegangen war, wurde das Königreich ſeinem rechtmäßigen Herrn wieder unterworfen.

Von Auſſig marſchirte unſer Regiment über Komotau und Karlsbad nach Eger, wohin Wallenſtein gleichfalls aufgebrochen war, um daſelbſt die Vereinigung der kaiſerlichen Truppen mit denen des Herzogs von Bayern zu bewerkſtelligen. Längſt hatte Maximilian an Wallenſtein die dringende Bitte gerichtet, ihm von Böhmen aus Hilfe zu ſchicken, um durch Bayerns Vertheidigung von Oeſterreich ſelbſt die Gefahr zu entfernen, und der Kaiſer hatte nicht gezögert, dieſe Bitte mit ſeinem ganzen Anſehen zu unterſtützen. Aber Wallenſtein war gleichgültig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle ſeines Gebieters geblieben, und hatte den Herzog, deſſen ſchlimme Dienſte auf dem Regensburger Reichstag er nicht vergeſſen konnte, ſeinem Schickſal überlaſſen. Und nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entſchuldigungsgründe mehr übrig ließ, und die Eroberungen Guſtav Adolphs Oeſterreich ſelbſt mit Gefahr bedrohten, gab er den Bitten

Maximilians und des Kaisers nach, und entschloß sich zu der gewünschten Vereinigung mit den Bayern.

Der König von Schweden war zwar, auf die erste sichere Nachricht, die er von den Absichten Wallensteins und Maximilians erhielt, nach der Oberpfalz geeilt, um den Bayern den Weg zu versperren; aber schon waren ihm diese zuvorgekommen, und er konnte ihre Vereinigung mit den Kaiserlichen nicht mehr hindern.

Den Grenzort Eger hatte Wallenstein zum Schauplatz seines Triumphs bestimmt; hier umarmten sich beide Fürsten im Angesicht ihrer Truppen und gaben einander gegenseitige Versicherungen der Freundschaft, während ihren Herzen solche Gefühle völlig fremd waren.

Das vereinigte österreichisch-bayrische Heer zählte jetzt 60,000 Mann, vor welchem Gustav Adolph, dessen Macht aus wenig mehr als 17,000 Combattanten bestand, in Eile den Rückzug nach Franken nahm. In Nürnberg machte der König Halt, fest entschlossen, lieber sich selbst mit seiner ganzen Armee unter den Trümmern dieser bundesverwandten Stadt zu begraben, als dieselbe in die Hände des katholischen Heeres fallen zu lassen.

Zu Anfang des Monats Juni 1632 verließen wir Eger, um dem Zug des Schwedenheers zu folgen. Unser Marsch ging nur langsam vorwärts; der ungeheure

Troß, welcher die Armee begleitete, hinderte jede freiere Bewegung. Am 15. Juni erreichten wir Sulzbach, am 20. die südöstlich und etwa zehn Wegstunden von Nürnberg gelegene Stadt Neumarkt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Musterung vornahm. Vom Anblick dieser furchtbaren Macht hingerissen, rief er prahlerisch aus: „Binnen vier Tagen soll sich ausweisen, wer von uns Beiden, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt sein wird.“ Zu einer Schlacht schien aber der Herzog nicht entschlossen! Er vernachlässigte sogar die Gelegenheit, seinen Feind auf's Haupt zu schlagen, als dieser verwegen genug war, sich außerhalb seiner befestigten Linien ihm entgegen zu stellen, und bezog vielmehr jenseit der Rednitz, Nürnberg gegenüber und nur $1^1/_2$ Stunden davon entfernt, bei dem Flecken Zirndorf, am 26. Juni ein stark befestigtes Lager. Durch diese trefflich gewählte Stellung wurde der Stadt sowohl als dem Lager der Schweden jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen entzogen, so daß Wallenstein hoffen durfte, den Muth seines Gegners, den er in offener Schlacht nicht erproben wollte, durch Hunger und Seuchen langsam, aber desto sicherer zu ermüden.

Aber zu wenig mit den Hilfsquellen und Kräften Gustav Adolphs bekannt, hatte Wallenstein nicht hinreichend dafür gesorgt, sich selbst vor dem Schicksal zu

bewahren, welches er jenem zu bereiten gedachte. Dem König öffnete die Stadt Nürnberg bereitwilligst ihre Vorrathshäuser, während Wallenstein seine Truppen aus weiter Ferne mit Proviant versorgen mußte, da aus dem ganzen benachbarten Gebiet sich das Landvolk mit seinen Vorräthen geflüchtet hatte. Ein großer, in Bayern aufgekaufter Transport — 1200 Stück Schlacht-Ochsen und 1000 Wagen mit Brod, Mehl und Hafer — war auf dem Weg zu ihm, und 1000 Mann wurden nach Freistadt abgeschickt, ihn sicher ins Lager zu geleiten. Der König von Schweden aber, davon benachrichtigt, schickte sogleich ein Cüraſſier-Regiment ab, sich dieser Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünstigte das kühne Unternehmen. Der ganze Transport fiel mit dem Städtchen Freistadt, in welchem er hielt, am 29. Juni in die Hände der Schweden. Die kaiserliche Bedeckung wurde niedergehauen, das Vieh hinweggetrieben und die beladenen Wagen, die nicht gut fortzubringen waren, verbrannt. Wallenstein erschrack, als er Kunde von diesem Ereigniß erhielt, und schickte auf der Stelle den General Sparre mit 3000 Mann ab, dem Gegner die Beute wieder zu entreißen. Ein Gleiches hatte aber auch bereits Gustav Adolph gethan! Er hatte sich selbst an die Spitze von 3000 Reitern gesetzt, den Rückzug seiner Cüraſſiere zu decken. Bei

Burgthann, in der Nähe eines Gehölzes, entspann sich nun ein hartnäckiges Gefecht, in welchem unsere Mannschaft zersprengt, und mit einem Verlust von 400 Todten in ihr Lager zurückgetrieben wurde.

So viele Widerwärtigkeiten und die ungeahnte Standhaftigkeit des Königs, ließen den Herzog von Friedland bereuen, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen unbenutzt gelassen hatte. Jetzt machte die Festigkeit des schwedischen Lagers, innerhalb einer Verschanzung, welche die Stadt mit allen Vorstädten einschloß, umgeben von einem acht Fuß tiefen und zwölf Fuß breiten Graben, jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente den Schweden zu einer trefflichen Kriegerschule, woraus sie Verluste an Mannschaft schnell zu ersetzen vermochten.

Durch gleich unersteigliche Verschanzungen gedeckt, standen beide Armeen wochenlang einander gegenüber, ohne mehr als leichte Streifereien und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beiden Seiten wütheten Hunger und ansteckende Krankheiten, die mehr als das Schwert des Gegners die Mannschaft verminderten. Endlich erschien der längst erwartete Succurs im schwedischen Lager, und die beträchtliche Verstärkung erlaubte dem König jetzt, aus seiner bisherigen Unthätigkeit herauszutreten. Es war am 15. August, als der schwedische

Kanzler Oxenstierna eine Armee von 40,000 Mann, sechzig Geschütze und 4000 Bagagewagen über Bruck und Eltersdorf, wo er die Rednitz passirte, glücklich in das Lager vor Nürnberg brachte. Diese Armee war gebildet aus den Besatzungen in Niedersachsen und Thüringen, welche Herzog Wilhelm von Weimar zusammengezogen hatte, vier sächsischen Regimentern, den Truppen, die Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und der Pfalzgraf von Birkenfeld schickten und den beiden Corps unter dem Herzog Bernhard von Weimar und dem schwedischen General Banner, die bei Windsheim mit Oxenstierna sich vereinigt hatten. Der König gebot jetzt über eine Macht von 60,000 Streitern, sodaß beide, sich gegenüberstehende Heere an Stärke ziemlich gleich waren.

Am 21. August verließ Gustav Adolph, voll Zuversicht auf die Tapferkeit des Heeres, seine Linien, zeigte sich in voller Schlachtordnung dem Feind, und ließ aus drei Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Lager Wallensteins beschießen. Aber unbeweglich stand der Herzog in seinen Verschanzungen und begnügte sich, diese Herausforderung durch das Feuer der Musketen und Geschütze von fern zu beantworten. Die Schweden gingen nun wieder in ihr Lager zurück, aber der König, in seiner Hoffnung getäuscht und von der steigenden Noth beeinflußt, faßte jetzt den Entschluß,

sich an das Unmögliche zu wagen, und das, durch Natur und Kunst gleich unbezwingliche feindliche Lager zu stürmen.

Der 24. August war zur Ausführung dieses Unternehmens bestimmt, und schon am frühen Morgen dieses Tages sahen wir das schwedische Heer in voller Schlachtordnung aus ihren Verschanzungen herausrücken und bei Fürth die Rednitz überschreiten. Unsere Vorposten wurden zurückgedrängt, aber vor den steilen Anhöhen zwischen der Biber und Rednitz, auf welchen unser gesammtes Geschütz aufgepflanzt war, brach sich der ungestüme Muth der Schweden. Wüthend war der Angriff, zäh und furchtbar der Widerstand. Ein schwedisches Regiment nach dem andern stürmte vor, aber ein furchtbarer Eisenhagel riß alles nieder, was sich unseren Gräben, Schanzen und Verhauen zu nahen versuchte. Die Angreifenden hatten den wesentlichen Nachtheil, daß sie nur in schmaler Front vordringen konnten, da der enge Kampfboden ihnen keine größere Machtentfaltung gestattete.

Um 3 Uhr nachmittags erhielt auch unser Regiment, das bis dahin dem Kampf unthätig zugeschaut hatte, den Befehl zum Vorrücken. Wir nahmen unsere Richtung auf einen Busch an der Rednitz, wo bereits seit einer Stunde zwischen unseren Reiterregimentern und dem

linken Flügel der Schweden ein heftiger Kampf mit abwechselndem Glück geführt wurde. Sobald wir zur Stelle waren, erhielten wir von dem General Grafen Aldringer, welcher hier das Gefecht leitete, den Befehl zum Angriff auf ein, im Vorrücken befindliches schwedisches Infanterie-Regiment. Ein heftiges Musketenfeuer empfing uns, als wir uns der feindlichen Linie näherten; aber unaufhaltsam ging es vorwärts und mitten in das feindliche Fußvolk hinein. Soeben hatte ich zum Hieb gegen einen schwedischen Offizier ausgeholt, als ich plötzlich einen heftigen Schmerz im rechten Fuß fühlte, im Sattel schwankte und gleich darauf besinnungslos vom Pferd fiel.

5. Capitel.

Amputation. — Im Spital zu Neumarkt. — Besuch in Preßburg. — Reise nach Teplitz. — Rückkehr nach Preßburg. — In Wien. — Anstellung als Oberstlieutenant im Cürassier-Regiment Graf Gallas. — Schlacht bei Nördlingen. — Ernennung zum Oberst. — Aufenthalt in Württemberg. — Belagerung von Hanau. — Versetzung zum Hatzfeld'schen Corps. — Schlacht bei Wittstock. — Verwundung und ihre Folgen. — Schluß.

Als ich meine Besinnung wieder erlangte, befand ich mich auf einem Strohlager in der Dorfschänke von Zirndorf, zwei Chirurgen damit beschäftigt, meine Wunde

zu untersuchen. Ich litt unsägliche Schmerzen! Eine Falconetkugel hatte den großen Zehen des rechten Fußes zerschmettert, sodaß eine Amputation dringend geboten war. Man flößte mir einige Löffel heißen Wein in den Mund und nahm gleich darauf die erforderliche Operation vor. Dieselbe war weniger schmerzhaft, als ich geglaubt hatte, wohl deshalb, weil der zerschossene Zehen nur noch losen Zusammenhang mit dem Fuß hatte. Ein langer Schlaf, in welchen ich bald nach beendeter Amputation verfiel, brachte mir große Erquickung, so daß ich bereits beim Erwachen das Verlangen fühlte, mich nach dem Ausgang des Kampfes zu erkundigen. Derselbe hatte mit ununterbrochener Wuth fortgedauert, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinstert und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe gewinkt. Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr groß gewesen, und Gustav Adolph hatte es nicht gewagt, mit seinen erschöpften Truppen am folgenden Tag den Sturm fortzusetzen.

Noch volle vierzehn Tage nach dieser Action blieben die Heere einander gegenüber gelagert. Dann gaben die Schweden am 8. September ihre feste Stellung auf und verließen Nürnberg, das sie zur Fürsorge mit einer Besatzung von 5000 Mann, unter dem Befehl des Generals von Knyphausen, versehen hatten. Wallenstein, der

auf den Abzug Gustav Adolphs nur gewartet hatte, um den seinigen antreten zu können, verließ fünf Tage später, 13. September, gleichfalls sein Lager bei Zirndorf und übergab es den Flammen. Sein Marsch ging auf Forchheim, unbelästigt von den Schweden, die ihn nicht mehr einzuholen vermochten.

Bereits am 11. September, nachdem mein Befinden sich so weit gebessert, daß ich die Translocation nach Neumarkt voraussichtlich würde ertragen können, hatte man mich nach dem Militärspital daselbst gebracht, welches anzulegen, Wallenstein nach seinem Eintreffen vor Nürnberg Befehl ertheilte. Ich fühlte mich überaus wohl und zufrieden, als ich den traurigen Aufenthalt in der Schänke von Zirndorf mit einem freundlichen Logis, guten Betten und besserer Pflege vertauscht hatte. Sobald ich das Krankenlager verlassen konnte, beeilte ich mich, Nachrichten über meine Erlebnisse an meine Braut, die Familie Löbl und meine Verwandten in Pommern gelangen zu lassen. Ich war nun außer Gefahr, und deshalb wurde es mir auch leichter, meiner theuren Alma getreulich über meine Verwundung und überstandene Sorge zu berichten.

Es dauerte lange, bis die Wunde geheilt war, und erst im Januar 1633 entließ mich der Oberarzt des Spitals mit dem Bedeuten, mich gänzlich oder doch für

längere Zeit von allen dienstlichen Verrichtungen und jeder anderen Anstrengung fern zu halten, sowie bei der unverkennbaren Diathese zu rheumatischen Leiden, auch in diesem Jahr die Badecur in Teplitz zu wiederholen.

Am 20. Januar verließ ich Neumarkt in Begleitung meines Dieners, und reiste über Regensburg, Straubing, Linz und Wien nach Preßburg, woselbst ich am 6. Februar eintraf und mit der alten Herzlichkeit von Seite meiner Braut und ihrer Mutter empfangen wurde. Ich bezog dasselbe Logis, welches ich bei meiner letzten Anwesenheit in Preßburg inne gehabt hatte, und ich darf ohne Affectation sagen, daß die Freude hierüber bei dem braven Oberst Helfy sich gerade so aufrichtig zu erkennen gab, als das bei mir der Fall war.

Zu Ende Juli 1633 begab ich mich nach Teplitz, wo ich, dem Rath meines Arztes folgend, meine Badecur bis in den Herbst hinein ausdehnte. Am 2. October trat ich die Rückreise nach Ungarn an, besuchte in Olmütz die Familie Löbl auf einige Tage und traf am 24. des genannten Monats wieder in Preßburg ein.

Ich ging nun ernstlich mit mir über meine Zukunft zu Rath; aber, obschon ich die Ansichten meiner theuren Alma, der Hauptsache nach, für richtig erklären mußte, so konnte ich mich doch nicht entschließen, gleich jetzt den

Militärdienst aufzugeben und in den Stand der Ehe zu treten. Von Wallenstein, der seit der Niederlage von Lützen, 16. November 1632, unthätig in Böhmen weilte und den Befehlen des Kaisers, die ihn nach Bayern riefen, offenen Ungehorsam entgegensetzte, hatte ich freilich nichts mehr zu hoffen; aber ich war der Meinung, daß ich, in Anbetracht meiner treu geleisteten Dienste, Berücksichtigung durch den Hofkriegsrath in Wien finden würde.

Ende Januar 1634 erfuhren wir in Preßburg die Absetzung Wallensteins, drei Wochen später die Anklage gegen ihn auf Verrath und am 2. März seine, durch den Hauptmann Deveroux am 25. Februar zu Eger erfolgte Ermordung.

Während der Herzog von Eger aus die Unterhandlungen mit den Feinden des Kaisers lebhaft betrieb, die Sterne befragte, und neuen Hoffnungen Raum gab, wurde, gleich nach dem Bekanntwerden des kaiserlichen Urtheilsspruchs, der ihn für vogelfrei erklärte, beinahe unter seinen Augen der Dolch geschliffen, der seinem thatenreichen und außerordentlichen Leben, im Alter von fünfzig Jahren, ein Ende machte. — Ich war tief ergriffen von dieser Kunde! Bei allen seinen Mängeln war Wallenstein doch noch groß und bewundernswerth, und ich im Besonderen hatte alle Ursache, sein Loos zu beklagen, das Andenken an ihn aber in Ehren zu halten.

Der Tod des Herzogs von Friedland machte einen neuen Generalissimus nothwendig, und der Kaiser erhob, auf Betreiben der Spanier, seinen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, zu dieser Würde. Bei der Jugend des Prinzen, er zählte 26 Jahre, mehr noch bei seiner Unerfahrenheit in militärischen Dingen, wurde ihm der kriegskundige Matthias Graf von Gallas*) zur Seite gestellt, so daß dieser die Functionen des Feldherrn ausübte, während jener den Posten eigentlich nur mit seinem Namen und Ansehen schmückte.

Sobald ich die Ernennung des Grafen Gallas in Erfahrung gebracht hatte, reiste ich ungesäumt nach Wien, wo derselbe sich gerade aufhielt, um ihm mich vorzustellen und seine hohe Protection zu erbitten. Ich wurde gnädig und mit hohem Wohlwollen empfangen, und nur einmal, als ich der Gunst, deren ich mich von Seite Wallensteins zu erfreuen gehabt, vielleicht in etwas zu

---

*) Matthias Graf von Gallas, obschon ein intimer Freund Wallensteins, verrieth doch dessen Pläne dem Kaiser, und wurde mit der Vollstreckung der, im Geheimen gegen Wallenstein ausgesprochenen Acht beauftragt. Nach der Ermordung des Herzogs, erhielt er die Herrschaft Friedland und den Oberbefehl über das Heer. Sein Mannsstamm erlosch in der Mitte des 18. Jahrhunderts, worauf der Erbe von Friedland, Graf Clam, den Namen Clam-Gallas annahm. Anmerk. d. Verf.

beredter Weise gedachte, zog sich die Stirn des Grafen in Falten. Entscheidend für mein Gesuch um Wiederanstellung aber waren die Schlachten und Gefechte, denen ich beigewohnt, die ehrlichen Wunden, die ich im Dienst des Kaisers davon getragen hatte. Ich erhielt Anstellung im eigenen Cüraßreiter-Regiment des Grafen, gleichzeitig auch eine Rangerhöhung, indem ich zum Oberstlieutenant ernannt wurde. Der, seit der Verwundung im Lager bei Nürnberg rückständige Sold, wurde mir gleichfalls, auf Veranlassung des Grafen, in der Kanzlei des kaiserlichen Oberkriegsraths voll und baar ausgezahlt, so daß ich von meinem Wohlthäter mit innigstem Dank unter der Versicherung schied, seinen Befehlen, die mich nach Regensburg verwiesen, in kürzester Frist Folge leisten zu wollen.

Graf Gallas, ebenso geschätzt wegen seines Verstandes und seiner reichen Kenntnisse, als beliebt durch außerordentliche Herzensgüte und Charakterfestigkeit, stand zu dieser Zeit im Alter von 45 Jahren. Er war ein schöner Mann mit offenem, kühnen Gesicht und kräftig gebogener Nase. Sein Körper war stattlich, Brust und Schultern waren breit; von dem großen Kopf wallte dichtes und langes Haar herab.

Ungesäumt begab ich mich nun nach Preßburg zurück, wo ich, nach schnellbewirkter Ausrüstung, bewegten Ab-

schied von meiner theuren Alma und ihrer Mutter nahm, und dann die Reise nach Regensburg über Wien, Linz und Landshut antrat.

Im Kriegsrath der Kaiserlichen hatte man den Vorschlag Maximilians von Bayern, den Krieg aus den verödeten und ausgehungerten böhmischen, sächsischen und bayrischen Landen nach Schwaben zu verlegen, angenommen, und in Folge dessen das vereinigte kaiserlich-bayrische Heer, etwa 28,000 Mann stark, gegen Regensburg aufbrechen lassen, um, durch Wegnahme dieses Platzes, den Feind von der Donau zu vertreiben. Umsonst drang der kühne, unternehmende Herzog Bernhard von Weimar bis tief in das Innere von Bayern, um den Feind von jener wichtigen Reichsstadt abzuziehen! Ferdinand betrieb die Belagerung mit staunenswerthem Eifer, und der Platz mußte sich ihm, nach tapferer Gegenwehr, ergeben.

Ich selbst habe an der Belagerung von Regensburg nicht Antheil genommen; ich langte daselbst an, als unsere Truppen bereits als Sieger eingezogen waren.

Am 1. August 1634 brachen wir wieder von Regensburg auf, und marschirten über Neuburg gegen Donauwörth, um auch diese Stadt in unseren Besitz zu bringen. Die Belagerung begann am 4. August, wurde aber mit solcher Energie betrieben, daß schon am 7. die Ueber-

gabe des Platzes erfolgte. Noch am Abend dieses Tages rückten wir in das Ries, in jene fruchtbare, von der Wernitz durchflossene Ebene ein, um die, in ihm gelegene wichtige Stadt Nördlingen zu belagern.

Der Verlust der genannten Reichsstädte wurde von der schwedischen Partei um so schmerzlicher empfunden, als die Freundschaft derselben für das Glück ihrer Waffen bis jetzt von hoher Entscheidung gewesen war, und so setzte sich denn das schwedische Heer, unter der Anführung Horns und Bernhards von Weimar, von Günzburg aus nach Nördlingen in Bewegung, fest entschlossen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, diese Stadt zu entsetzen.

Das Unternehmen schien gewagt, da die schwedische Armee nur 21,000 Mann zählte, während das Heer Ferdinands schon jetzt aus 28,000 Streitern bestand und, nach der Vereinigung mit 15,000 Spaniern, mit welchen der Cardinal-Infant Ferdinand über Kufstein und Donauwörth in unserem Hauptquartier zu Reimlingen am Abend des 23. August eintraf, die Stärke von 43,000 Mann erreichte. Die Klugheit rieth den Schweden um so mehr, unter diesen Umständen nicht zu schlagen, als unsere Macht sich in kurzer Zeit trennen mußte. Die italienischen Truppen waren nicht für das Heer des Grafen Gallas, sondern für die Niederlande bestimmt;

und nur die besonderen Bitten Ferdinands hatten den Cardinal-Infant veranlaßt, seine Macht zeitweis mit der des kaiserlichen Heeres zu vereinigen. Diesen Umstand machte denn auch der Feldmarschall Gustav von Horn in dem schwedischen Kriegsrath geltend; aber, von dem höheren Ansehen Herzog Bernhards überstimmt, mußte er sich wider Willen zu einer Schlacht entschließen.

Nach achtzehntägiger Belagerung erfolgte am Montag, 25. August, bald nach 4 Uhr morgens, ein Generalsturm auf die Stadt, und nicht viel fehlte, daß dieselbe schon heute in unseren Besitz gelangt wäre. Größte Gefahr nämlich drohte den Belagerten während unserer unabläßigen Stürme vom Deininger Thurm her. Durch eine, von der Stadt aus nicht sichtbare Bresche, hatte eine Anzahl unserer Soldaten den Weg in den genannten Thurm gefunden, und sich seiner unbemerkt bemächtigt. Erst vom Kirchthurm aus wurde der wichtige Vorgang entdeckt, und nun schnell die Sturmglocke geläutet. Wehgeschrei und Wuthgeheul ertönte in den Straßen, durch die sich schnell das Gerücht verbreitet hatte, „der Feind sei in der Stadt". Da eilte der Stadthauptmann Welsch herbei, und seiner Umsicht und Energie gelang es sehr bald, die drohende Gefahr wieder abzuwenden. Er ließ Feuer in den Thurm werfen, so daß schnell die hellen Flammen hoch emporloderten, und alles, was von der

eingedrungenen Mannschaft sich durch die Flucht nicht zu retten vermochte, elend in denselben umkam.

Vier Stunden hatte der erbittertste Kampf gewüthet, ohne eine Entscheidung herbeizuführen, und Graf Gallas befahl nun den Abbruch des Gefechts. Am nächsten Morgen, Dienstag, hielt man im Zelt des Königs von Ungarn Kriegsrath und beschloß einen erneuten Generalsturm, bei welchem 1000 Mann spanisches Fußvolk unter Pedro de Lion mitwirken sollten. Die Ausführung unterblieb jedoch, und man einigte sich nun für den Angriff auf den nächstfolgenden Tag. Graf Gallas schickte einen Tambour in die Stadt, die Todten zu fordern und den Belagerten noch einmal Pardon zu bieten; aber die Unterhandlungen zerschlugen sich, weil die Antwort der Stadt, noch drei Tage ihrerseits auf Entsatz durch die Schweden warten zu wollen, den kaiserlichen Feldherrn nicht befriedigte.

Noch an demselben Tag, Dienstag 26., um die Mittagstunde, hatten Kroaten, vom Grafen Gallas auf Kundschaft ausgeschickt, die Nachricht gebracht, daß das schwedische Lager auf dem Breitwangberg, südwestlich von Bopfingen gelegen, aufgehoben sei, und das ganze feindliche Heer sich auf der Ulmer Straße fortbewege. Ferdinand, Gallas und die spanischen Generale zweifelten keinen Augenblick an der Richtigkeit dieser Angaben, da

sie, in Anbetracht der Stärke ihrer Armee, die Tags zuvor noch durch die Ankunft der bayrischen Reiter unter dem General Jean de Werth erhöht worden war, für ganz undenkbar hielten, daß der Feind eine Schlacht gegen sie wagen werde. Aber dennoch erachteten sie Vorsicht für dringend geboten, und stellten deshalb ihre Truppen in Schlachtordnung auf. Die Kaiserlichen besetzten das Terrain zwischen der Stadt und den, nahe und südlich derselben gelegenen Hügeln, während die Spanier eine Hochfläche occupirten, die unmittelbar an ihr Lager grenzte.

Es mochte fünf Uhr nachmittags sein, als die kaiserlichen Feldherren zu ihrer höchsten Ueberraschung die Annäherung feindlicher Truppen gewahrten, welche, aus dem Walde heraustretend, die Neresheim-Nördlinger Straße einschlugen. Die Schweden waren nicht abgezogen, wie jene Kroatenpatrouillen berichtet hatten, sondern nur aufgebrochen zu dem Zweck, Stellung auf einem günstig gelegenen Platz zu nehmen, der, nur eine kleine Wegstunde von Nördlingen entfernt, den Vortheil bot, sowohl den Gegner zu beunruhigen, als auch den Muth der Belagerten zu befestigen und zu erhöhen.

Es war die Avantgarde des Herzogs Bernhard von Weimar, die zu der genannten Zeit in Schlachtordnung aus dem Wald marschirte, um gleich darauf mit unserer,

auf dem Lachberg aufgestellten Vorhut, zwei Regimenter Fußvolk und die Cürassiere Gallas, in ein hitziges Gefecht verwickelt zu werden. Der erste Angriff der Schweden unter den Generalen Kratz und Sattler wurde von uns glücklich zurückgeschlagen, aber schließlich sahen wir uns doch genöthigt, vor der Uebermacht des Herzogs, welcher auch leichte Feldartillerie mit sich führte, den Rückzug anzutreten. Anfänglich in guter Ordnung auf der Nördlinger Straße begonnen, artete aber derselbe schließlich in völlige Flucht aus. Die Verfolgung geschah dabei mit solchem Eifer, daß die Schweden bis über Klein-Erdlingen, nur noch eine Viertelstunde von Nördlingen entfernt, hinausgerieth en. Hier trat uns Graf Gallas persönlich entgegen, und seinen Bemühungen gelang es denn auch, die Fliehenden wieder zum Stehen zu bringen und die zerstreute Mannschaft zu sammeln. Ein Angriff des Barons de la Trappola, zu eben dieser Zeit unternommen, gebot den Schweden nicht blos Halt, sondern nöthigte sie auch zur Umkehr und zum Rückzug nach Holheim. Die Verluste in diesem Gefecht waren auf beiden Seiten ziemlich bedeutend. Wir verloren unseren braven Oberst Aldrobandino, während auf schwe-schwedischer Seite Oberstlieutenant Ohme blieb, Generallieutenant Hofkirch und Oberst Bodendorf aber verwundet wurden.

Während dieser Vorpostengefechte rückte das gesammte schwedische Heer aus dem Wald nach und marschirte alsdann in Linie auf. Die Führung des linken Flügels übernahm Herzog Bernhard, die des rechten Feldmarschall Horn.

Nördlich vom Lachberg breitet sich eine Ebene aus, trefflich geeignet zur Aufstellung größerer Truppenkörper. Hier entfaltete nun der Herzog den linken Flügel des Heeres und dehnte seine Schlachtlinie bis zum Heselberg aus. Von der hohen Wichtigkeit dieses Berges überzeugt, begann er ungesäumt den Kampf gegen das spanische Fußvolk, welches denselben besetzt hielt. Er ließ zwanzig Geschütze in drei Batterien auffahren, vor deren Feuer die Spanier mehr und mehr zurückwichen, so daß er sich bereits um 11 Uhr nachts im unbestrittenen Besitz der wichtigen Position befand.

Der rechte Flügel der Schweden, unter Horn, war während dieser Vorgänge völlig intact geblieben. Die Artillerie hatte sich in den Waldwegen verfahren, und es bedurfte geraume Zeit, bevor sich alles entwickeln und auf dem Lachberg aufstellen konnte.

Um Mitternacht besuchte Herzog Bernhard den Feldmarschall Horn, und machte ihm Mittheilung von den Bewegungen, welche er, entgegen den Beschlüssen des Kriegsraths, aus eigener Entschließung vorgenommen

hatte. Hohe Zuversicht erfüllte ihn, und er redete die anwesenden schwedischen Generale mit den Worten an: „Wir müssen schlagen und werden gewinnen; habt gutes Herz, ihr Herren Feldmarschalle, Gott wird uns dazu verhelfen!“ Horn schüttelte bedenklich das Haupt; er hätte es lieber gesehen, wenn Herzog Bernhard der ersten Verabredung gemäß gehandelt, und das Heer sich auf dem Lachberg verschanzt hätte, wozu es während der Nacht noch Zeit gewesen wäre.

Weit wichtiger aber, als der Heselberg, erscheint der, südöstlich an ihn anschließende, das ganze Terrain dominirende Allbuch. Von der Besetzung dieser Höhe hing zweifellos das Schicksal der Schlacht ab; und Gallas, an welchen die beiden Prinzen, im Bewußtsein ihrer schweren Verantwortlichkeit, den Oberbefehl in aller Form abgetreten hatten, zögerte nicht, sich in den Besitz der Position zu setzen.

Schon während des Kampfes um den Heselberg waren die Regimenter Salm und Wurmser nach dem Allbuch entsendet worden, um sich daselbst zu verschanzen, und gleich nach Mitternacht mußten noch 3000 Mann spanisches Fußvolk und das Cüraſſier-Regiment Gallas, dessen Führung mir, nach dem Tod des Obersten Aldrobandino, anvertraut worden war, ebendahin zur Verstärkung abrücken.

Unmöglich konnte den Schweden unsere Arbeit an den Schanzen verborgen bleiben, welche bereits um Mitternacht begann, und erst mit dem Morgengrauen ihr Ende erreichte. Der Mond zwar, obschon er hoch am Himmel stand *), ließ wenig oder nichts von den gegenseitigen Bewegungen der Heere erkennen, aber die laute Arbeit in steinigem Erdreich mußte deutlich im feindlichen Lager, namentlich auf dem, unserer Stellung zunächst gelegenen Heselberg vernommen werden. Wohl möglich, daß bei den Schweden die Ansicht vorherrschte, wir würden in dem festen Boden und zur Nachtzeit das Werk in keiner erheblichen Weise zu fördern vermögen! Und so geschah es denn, daß wir ungestört zwei starke Erdschanzen aufwerfen konnten, die parallel und in Entfernung einer Schußweite hinter einander lagen.

Sobald der Tag graute und Graf Gallas erkannte, daß der gesammte rechte Flügel der Schweden vor dem Allbuch stehe, befehligte er noch die Grafen Piccolomini und Ridtberg mit fünf Regimentern Fußvolk und einem Regiment Cürassiere nach der genannten Höhe. Diese Truppen langten, wie wir sehen werden, gerade zur

*) Nach Professor Zech fand der Vollmond am 28. August (oder 7. September) 1634, morgens 11 Uhr 3 Minuten statt. Anmerk. d. Verf.

rechten Zeit an, um den ersten Sturm auf den Allbuch zurückzuschlagen.

Ueber die Richtung, in welcher der Angriff erfolgen müsse, konnte der schwedische Feldherr nicht lange im Zweifel sein. Nach Norden fällt der Allbuch so steil ab, daß von dort her ein Vorrücken unmöglich erscheint; für den Angriff aber von Süden her entschloß er sich deshalb, weil von dem Sattel, der zwischen dem Heselberg, auf welchem die Schweden ihre Stellung hatten, und Allbuch ein Hohlweg mit Hecken nach Hürnheim hinabführt, von dem aus die feindlichen Schanzen in die linke Flanke gefaßt werden konnten.

Gleich nach Sonnenaufgang befahl Horn seinem Fußvolk den Sturm gegen den Allbuch, während die Reiterei unter Witzleben den erwähnten Hohlweg zu umgehen begann. Es ist nicht aufgeklärt, weshalb Witzleben nun zuerst angriff. Genug, er attakirte, wurde aber geworfen und in Unordnung bis zu den Hecken bei Hürnheim zurückgetrieben. Inzwischen brach sich die ungestüme Tapferkeit des schwedischen Fußvolks durch alle Hindernisse Bahn, und die beiden Schanzen wurden von jeder, der dazu commandirten Brigaden mit stürmender Hand genommen. Die Obersten Salm und Wurmser auf unserer Seite werden erschossen und die spanischen Regimenter unter Caspar de Toralto und Idiaques

wenden sich zur Flucht. Gleich darauf nimmt aber der Kampf eine völlig veränderte Gestalt an. Da jene beiden schwedischen Brigaden zu gleicher Zeit von den Seiten her in die Schanzen eingedrungen sind, so entsteht bei ihrer Begegnung ein unvermeidliches Gedränge. In diesem Augenblick fliegt ein Pulverfaß in die Luft, und die größte Unordnung und Verwirrung erfaßt schnell die gesammte Mannschaft. Jeder Versuch, wieder Ordnung in diesen Menschenknäuel zu bringen, ist vergebens! Mein Regiment und die kaiserlichen Cürassiere, die Gallas zur Verstärkung abgeschickt hat, treffen soeben auf dem Kampfplatz ein und lassen den Schweden auch keine Zeit hierzu; sie werden aus den Schanzen gejagt, und da letztere nach hinten hin offen sind, auf ebener Erde überritten. Wäre Witzlebens Reiterei jetzt zur Stelle gewesen, so hätte das Gefecht schwedischerseits vielleicht noch zum Stehen gebracht werden können; aber jene Regimenter hatten sich von ihrer Niederlage noch nicht erholt und waren eben bemüht, unten an den Hecken sich wieder zu ordnen. Außerdem auch hüllte ein heftiger Pulverdampf diesen Theil des Schlachtfeldes in einen dichten Nebel, so daß man selbst die nächstgelegenen Gegenstände nicht zu unterscheiden vermochte.

Um sechs Uhr früh schickte Gallas noch das altsächsische und Webel'sche, und zwei Stunden später das spanische

Regiment Panigarolla mit 1000 Teuffenbach'schen Reitern und Artillerie zur Verstärkung nach dem Allbuch, sodaß der nächste Angriff, welchen General Vitzthum, bald nach der ersten Niederlage, mit neuen schwedischen Brigaden unternahm, ebenso erfolglos blieb, wie alle übrigen, in der langen Zeit von acht Stunden unausgesetzt versuchten Stürme. Während unsere Geschütze, zweckmäßig placirt, die, in der Ebene am Heselberg aufgestellten feindlichen Abtheilungen erfolgreich enfilirten, hatten Fußvolk und Reiterei auf dem Allbuch eben keine große Mühe mehr, die ferneren Angriffe der Schweden abzuweisen. Funfzehn mal wiederholte sich der Sturm, und ebenso oft wurde er zurückgeschlagen. Der Kampf an dieser Stelle war furchtbar! Die bisher noch nie besiegten Schweden kämpften mit einem Heldenmuth und einer Ausdauer, die Bewunderung, aber auch Grauen in uns hervorriefen, die wir eine weit leichtere Arbeit zu verrichten hatten.

Während dieser Ereignisse auf unserem linken Flügel tobte der Kampf in gleicher Heftigkeit auch auf der anderen Seite des Schlachtfeldes. Herzog Bernhard hatte von der Hochfläche gegen Herkheim hin, also nördlich vom Lachberg, auf welcher er schlug, die Bedrängniß schnell erkannt, in welcher Horn sich befand, und eben so schnell auch die gelbe Brigade unter dem Grafen Thurn zum Beistand entsendet. Dieser stieß aber in der Ebene,

nördlich vom Heselberg, auf die Stellung der Italiener, so daß jetzt der Kampf auch im Centrum entbrannte, mithin Horn nicht nur keine Hilfe erlangte, sondern selbst noch Unterstützung gewähren mußte, um die Mitte der Schlachtlinie nicht durchbrechen zu lassen.

Mit verzweifeltem Muth, dabei kraftvoll unterstützt von Witzlebens Reiterei, kämpfte jetzt die Brigade Thurn im Centrum; aber sie vermochte einen Erfolg doch nicht zu erringen, und mußte froh sein, den Heselberg gegen den, jetzt in großen Massen anstürmenden Gegner überhaupt noch halten zu können. Siebenzehn mal wiederholte sich der Angriff an dieser Stelle! Der Kampf war fürchterlich, die besten Truppen sanken vernichtet in den Tod.

Nicht besser als im Centrum erging es den Schweden auch auf ihrem linken Flügel. Die Cavallerie des Herzogs Bernhard wurde in der frühen Morgenstunde geworfen, und bis hinter den Lachberg zurückgedrängt, und die nun folgenden Kämpfe, hauptsächlich durch Reiterei geführt, blieben vorerst ohne Bedeutung für den Ausgang der Schlacht. Die breite Ebene zwischen Ländle und dem Heselberg war der Platz, auf welchem die Cavallerie sich stundenlang herumhieb; die unsrige geführt von dem kühnen bayrischen Reitergeneral Grafen Jean de Werth.

Acht Stunden wüthete bereits der Kampf, ohne daß es den Schweden möglich wurde, auch nur den geringsten Vortheil zu erringen. Deshalb schickte Horn um die Mittagzeit zum Herzog Bernhard, um ihm vorzuschlagen, die Schlacht jetzt abzubrechen. Dieser antwortete, es erschiene ihm rathsam, daß Jeder bis zur einbrechenden Dunkelheit sich zu halten suche. Der Feldmarschall aber, die Unmöglichkeit erkennend, sich noch sieben Stunden in seiner, bereits heftig erschütterten Position zu behaupten, bestand auf seinem Willen, und der Herzog zögerte nun nicht länger, den Ansichten Horns beizustimmen. Er ließ durch den Generalquartiermeister Mortheuser dem Feldmarschall sagen, dieser solle den Rückzug zuerst antreten; er selbst werde, bis das geschehen, den Heselberg zu halten suchen.

Während nun Horn, zur Ausführung dieses Vorhabens, noch einmal seine Cavallerie eine Attake auf uns unternehmen ließ, um in dieser Weise sich Luft zu schaffen, fuhr sein Geschütz ab und faßte Posto an der rechten Thalseite bei Ederheim. Der Angriff der Reiterei glückte, und der Feldmarschall besetzte jetzt das Dorf Ederheim mit Musketieren, um dasselbe so lange zu halten, bis seine Truppen auf dem Lachberg sich würden postirt haben. Soweit hatte alles sich nach Wunsch gestaltet, als plötzlich auf der Höhe des Tannenbergs die

ersten Regimenter des inzwischen geschlagenen linken Flügels erschienen, und sich jetzt in wilder Flucht in das Thal stürzten. Horn eilte aus der Arrierregarde selbst herbei, um die Fliehenden zum Stehen zu bringen; aber vergebens sind seine Bitten, Befehle und Drohungen! Die Schlacht ist entschieden, die Niederlage der Schweden nicht mehr aufzuhalten. —

Sobald Graf Gallas den Abzug Horns bewerkstelligt hatte, war er zu einem neuen Angriff gegen das Centrum des Feindes geschritten. Auf die Front desselben, nach dem Heselberg hin, ließ er die Reiterei unter dem Generallieutenant Dentichi einbrechen, während die rechte Flanke von der Seite des Allbuchs her durch zwei Regimenter Piccolomini und 400 Musketiere Fuenclara bestürmt wurde. Diesem vereinten Angriff hatte das bereits stark erschütterte Centrum nicht zu widerstehen vermocht. Es wurde durchbrochen, zersprengt und in die Flucht gejagt! Die Fliehenden stießen alsdann auf die, soeben in bester Ordnung in die Ebene herabsteigenden Truppen des Herzogs Bernhard, die nun gleichfalls in Unordnung gebracht wurden und in ihrer Flucht, wie bereits gesagt, den rechten Flügel mit verwickelten.

Die Verluste der Schweden waren groß; sie büßten beinahe die gesammte Infanterie ein. Mehr als 8000

Mann blieben auf dem Wahlplatz, 4000 auf der Flucht und 6000 wurden gefangen gemacht. Achtzig Geschütze, 4000 Wagen, 1200 Pferde und 300 Fähnlein fielen außerdem in die Hände der Sieger. Zu den Gefangenen zählten Feldmarschall Horn und die Generale Kratz, Roßstein und Chabelitzky. Getödtet waren auf schwedischer Seite Markgraf Friedrich von Anspach, Landgraf von Darmstadt und die Obersten Zerotin, Schneidewein und Wetberger.

Unsere Verluste waren verhältnißmäßig gering; sie betrugen an Todten und Verwundeten wenig mehr als 1500 Mann.

Die Fliehenden wendeten sich theils auf Neresheim, theils auf Aalen, unabläßig verfolgt von unseren blut- und beutegierigen Kroaten.

Am folgenden Tag, 28. August, ergab sich Nördlingen auf Gnade oder Ungnade, und noch an demselben Tag hielten die Feldherren große Musterung über das siegreiche Heer auf dem Schönefeld ab. Ferdinand schonte großmüthig die bezwungene Stadt; er verbot ihre Plünderung und strafte sie nur durch Auferlegung einer Contribution von 100,000 Thaler.

Die Vorsehung hatte mich in dieser Schlacht wunderbar geschützt; denn, obschon mein Regiment nicht weniger als acht Attaken, theils auf Infanterie, theils auf Reiterei

gemacht hatte, war ich doch, abgerechnet zwei leichte Säbelhiebe und eine unbedeutende Contusion durch eine Musketenkugel, völlig unversehrt aus dem erbitterten Kampf hervorgegangen. Bei der großen Revue auf dem Schönefeld, am Tag nach der Schlacht, verkündete mir Graf Gallas meine Ernennung zum Obersten, und zollte außerdem dem Verhalten des ganzen Regiments den reichsten Beifall.

Nach einigen Tagen der Ruhe, brach das gesammte Heer am 1. September in das Württembergische Land ein, das jetzt unter der Last der Einquartierung schwer büßen mußte, was der Landesherr, durch sein Bündniß mit den Schweden, an dem Kaiser verschuldet hatte. Herzog Eberhard war nach Straßburg geflüchtet; die Unterthanen folgten diesem Beispiel, und flohen, sobald wir uns den Städten und Dörfern nahten. Alle Ortschaften waren leer von Menschen, die Häuser aber mit Lebensmitteln und Getränken so reichlich versehen, daß Offiziere und Mannschaft Brod, Fleisch, Gemüse und Wein im Ueberfluß vorfanden. Das Herzogthum Württemberg hatte bisher nur wenig unter den Drangsalen des Krieges zu leiden gehabt; daher denn auch die Furcht der Bewohner bei unserem Erscheinen, sowie die fetten Quartiere, deren wir uns während der ganzen Occupation zu erfreuen hatten.

Am 10. September kam mein Regiment in Cannstadt an, und am 12. desselben Monats besetzte es Stuttgart, wo wir denn bis zu unserem weiteren Vormarsch verblieben. Der Cardinal-Infant verließ mit seinen Truppen Württemberg bereits am 16. September, während Ferdinand seinen Aufenthalt daselbst bis zum 15. December 1634 verlängerte.

Ein weit empfindlicherer Schlag, als selbst die Niederlage bei Nördlingen, war für die Schweden die Aussöhnung des Kurfürsten von Sachsen mit dem Kaiser, welche, nach wiederholten wechselseitigen Versuchen, sie zu hindern und zu befördern, endlich im Jahr 1634 zu Pirna erfolgte, und am 10. Mai 1635 zu Prag in einem förmlichen Frieden befestigt wurde. Alle evangelischen Stände waren zur Annahme dieses Friedens eingeladen und unter dieser Bedingung der Amnestie theilhaftig gemacht; blos Württemberg und Baden, die eigenen Unterthanen Oesterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt und diejenigen Stände, die unter der Direction des schwedischen Kanzlers Oxenstierna den Rath der oberdeutschen Kreise bildeten, schloß man aus.

Die meisten Staaten Deutschlands traten dem Frieden nothgedrungen bei, und nur der Landgraf Wilhelm von Hessen schien unschlüssig, offenbar in der Absicht, Zeit

zu gewinnen. Nie in dem ganzen Krieg hatte es schlimmer um die Schweden gestanden, als in dem Jahr 1635, unmittelbar nach Bekanntmachung des Prager Friedens, und so warfen sie denn ihre Blicke zuerst auf Frankreich, welches ihnen mit ermuthigenden Anträgen entgegeneilte.

Inzwischen war das kaiserliche Heer von Württemberg aus theils nördlich, nach dem Main, theils östlich, auf Ulm gezogen. Ich befand mich bei dem Heertheil, der gegen Ulm aufbrach, und alsdann den Marsch auf Augsburg fortsetzte. Diese reiche Handelsstadt wurde nun eng eingeschlossen, durch Hunger besiegt, und unter harten Bedingungen zur Unterwerfung gezwungen. Von Augsburg aus marschirten wir wieder nach dem Norden, besetzten Coburg und Würzburg, worauf mein Regiment am 10. August 1635 dem Corps des Generals Lamboy beigegeben ward. Nach der Einnahme von Sachsenhausen, 19. August, erhielt Lamboy am 14. September Befehl, mit seinen Truppen nach Hanau abzurücken, welcher Platz durch den kaiserlichen Oberst Götz seit dem 1. September belagert wurde.

Lamboys Corps, ursprünglich 5000 Mann stark, war durch verschiedene Detachements bis auf 3000 Mann reducirt, als wir am Abend des 16. September vor den Schanzen bei Hanau eintrafen, welche Oberst Götz, zur Sicherung seiner Stellung, hatte aufwerfen lassen.

Indem Lamboy nun zunächst die, am linken Ufer des Main gelegene, befestigte Stadt Steinheim eroberte und dorthin sein Hauptquartier legte, für das Hauptlager aber Kesselstadt bestimmte, zögerte er nicht, durch Aufwerfen neuer Schanzen, die Widerstandsfähigkeit seiner Position zu erhöhen. Er kannte bereits die Energie des Generals Ramsai, der am 1. September 1634 zum Commandanten von Hanau ernannt worden war, und wußte auch ebenso, daß die Situation der Kaiserlichen eine sehr bedenkliche werden müßte, sobald der Platz von auswärts her Succurs erhielt.

Die Belagerung währte, unter verschiedenen Ausfallsgefechten, bis zum 13. Juni 1636, und mußte an diesem Tag aufgehoben werden, als es dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, welcher den Prager Frieden verworfen hatte und mit 5000 Mann zum Entsatz Hanaus herbeigeeilt war, gelang, sämmtliche Schanzen mit stürmender Hand zu nehmen.

Lamboy zog sich auf Worms zurück, wo sein Erscheinen und die Kunde von dem erlittenen, schweren Verlust eine sehr deprimirende Wirkung hervorbrachte. Bis zum letzten Augenblick hatte er auf die, von Seite des Grafen Gallas ihm zugesicherte Unterstützung gerechnet. Dieselbe war ausgeblieben, und so konnte ihn, um des Mißerfolgs willen, keinerlei Vorwurf treffen.

Heftiger, als hier, hatte sich aber inzwischen der Krieg im nordöstlichen Deutschland entzündet. Sachsen, durch den Frieden von Prag verpflichtet, die Schweden aus Deutschland zu vertreiben, machte eine Bewegung gegen Mecklenburg, um Dömitz wegzunehmen, und den Feind von Pommern und der Ostsee abzuschneiden. Eiligst entsetzte darauf der schwedische General Banner das belagerte Dömitz, und schlug den 7000 Mann starken sächsischen General Baudissin aufs Haupt, daß gegen tausend blieben und eben so viel gefangen wurden. Durch Truppen und Geschütz aus Polnisch-Preußen verstärkt, wo deren Anwesenheit jetzt, nach dem, unter Mitwirkung Frankreichs, geschlossenen Vertrag zu Stuhmsdorf, entbehrlich war, brach der tapfere und ungestüme Banner im Jahr 1636 in das Kurfürstenthum Sachsen ein, wo er seinem alten Haß gegen dasselbe die blutigsten Opfer brachte. Endlich zog der Kurfürst den kaiserlichen General von Hatzfeld an sich und rückte vor Magdeburg, welches der herbeieilende Banner umsonst zu entsetzen strebte. Am 3. Juli 1636 capitulirten die schwedischen Commandanten, Oberst Salomon und Oberst Draken, und zogen mit kriegerischen Ehren am 5. Juli ab, um zu Banner zu stoßen.

Nun verbreitete sich die vereinigte Armee der Kaiserlichen und Sachsen durch die Mark Brandenburg, entriß

den Schweden viele Städte und war im Begriff, sie bis an die Ostsee zu treiben. Aber gegen alle Erwartung erschien der schon verloren gegebene Banner plötzlich am 23. September 1636 in der Nähe von Wittstock, wo der Kurfürst von Sachsen und Hatzfeld seit dem 21. September eine Stellung genommen hatten, von welcher aus sie sich vor den andringenden Schweden auf das feste, noch vom Jahr 1635 her mit sächsischen Truppen besetzte Schloß Plaue zurückzuziehen gedachten.

Am 20. Juli 1636 wurde ich zu der Armee Hatzfelds geschickt, um in derselben das Regiment Bösinger Cürassiere zu übernehmen, dessen Oberst vor Kurzem mit Tod abgegangen war. Ich schied zwar ungern von meinem braven Regiment, mit dem ich so manchen Kampf rühmlich bestanden hatte, aber doch auch getröstet in dem Bewußtsein der vollen Zufriedenheit des Grafen Gallas mit meinen geleisteten Diensten. Es handelte sich um die Verleihung eines Regiments an den Neffen des Grafen, und da durfte ich mich um so weniger wundern, wenn der Feldmarschall zunächst an sein eigenes Regiment dachte, zumal das mir übertragene Cürassier-Regiment Bösinger einen eben so alten wie guten Ruf hatte wie die Cürassreiter Gallas.

Nach langem Umherirren langte ich endlich in Perleberg am 18. September bei meinem Truppentheil an.

zu ihr hinführende Weg solches Unternehmen gehindert hätten.

Der Kurfürst von Sachsen und General Hatzfeld beschlossen also, den Kampf in der Position anzunehmen, die sie seit dem 21. September inne hatten. Ein weiterer Rückzug unter den Augen des Feindes erschien nicht thunlich, auch lag die Besorgniß nahe, an ungünstigerer Stelle vielleicht schlagen zu müssen, wollte man hier dem Kampf ausweichen. Die Stellung, welche wir auf dem Schreckenberg, einem Höhenzug, der sich am rechten Ufer der Dosse, nahe bei Wittstock, von der Stadt aus nach dem Kloster Heiligengrab erstreckt, eingenommen hatten, war auch eine so feste, daß Niemand unter uns glaubte, die Schweden könnten verwegen genug sein, dieselbe anzugreifen. Nach Süden zu, wohin unsere Schlachtlinie die Front nahm, hat der Schreckenberg sanfte Abhänge, während er nach der Dosse hin schroffer abfällt und beim Kloster Heiligengrab einen kleinen Vorsprung bildet. Den Fuß der Anhöhen umsäumt ein Wald, der sich fast bis zur Stadt erstreckt, und das Vorrücken geschlossener Colonnen wesentlich erschwert. Um aber die Position noch fester zu machen, hatte man Schanzen vor der Front aufgeworfen und dieselben mit Geschütz armirt. In die Zwischenräume dieser Erdwerke wurden Wagen gefahren, die man in einander schob, so daß in dieser

Weise eine fortlaufende Befestigungskette gebildet war. Wittstock und der Dosse zunächst, bis zu dem erwähnten steileren Abhang hin, stand der linke Flügel, die Sachsen, während der rechte, den die Kaiserlichen einnahmen, durch jenen vorspringenden Berg, sowie durch den Wald hinreichende Deckung fand.

Diese Vortheile, welche uns eine überaus günstige Stellung gewährte, wurden noch wesentlich durch die Ueberlegenheit unserer Streitkräfte gesteigert. Während das Schwedenheer nur 17,000 Mann — 9000 Reiter, 8000 Fußsoldaten — mit 36 Geschützen zählte, verfügten wir über 23,000 Mann und 42 Geschütze. An Cavallerie besaßen wir 13,000 Mann — 4500 Hatzfeld, 5000 Sachsen und 3500 General Marazini, der mit seinem Corps aus Mecklenburg herbeigerufen war — an Infanterie 10,000 Mann — 6000 Kaiserliche, 4000 Sachsen.

Den linken Flügel befehligte der Kurfürst von Sachsen, den rechten Hatzfeld, unter ihm Marazini. Das Fußvolk bildete die Mitte; die Reiterei stand auf den beiden Flügeln.

Als Banner um die Mittagzeit des 24. September mit den Vortruppen seines Heeres aus dem Wald von Wittstock heraustrat, recognoscirte er unsere Stellung und erkannte sehr bald, daß ein Angriff auf die Front

derselben schwer, wenn nicht unmöglich sei. Er entschloß sich deshalb für eine Umgehung, hoffend, in dieser Weise uns zu einer Frontveränderung zu veranlassen. Es lag keineswegs in der Absicht des schwedischen Feldherrn, den Kampf erst bei so vorgerückter Tageszeit zu beginnen; er stand vielmehr schon am frühen Morgen an der Dosse, eifrigst bemüht, den Uebergang seiner Truppen zu leiten und thunlichst zu beschleunigen. Aber die schmale Passage verzögerte das Debouchiren, und als der Uebergang endlich bewerkstelligt war, da stellten sich neue Hindernisse in den engen und beschwerlichen Waldwegen entgegen, auf welchen nur mühsam das Geschütz fortzuschaffen war.

Sobald das schwedische Heer den Wald verlassen hatte, deployirte es, und formirte ungesäumt die Schlachtlinie. Das Fußvolk bildete auch hier die Mitte, während die Reiterei auf die Flügel gestellt wurde. Zwischen die einzelnen Geschwader schob man Abtheilungen von Musketieren ein, um in dieser Weise sowohl die Kraft des Angriffs, als auch die Fähigkeit des Widerstands zu erhöhen. Den rechten Flügel, bei welchem sich auch Banner während der Schlacht aufhielt, befehligte Torstenson, das Centrum Lesly, während der linke Flügel den Generalen King und Stalhans unterstellt wurde. Ein starkes Reservecorps, aus Fußvolk und Reiterei gebildet, wurde der Leitung des Generals Vitzthum anvertraut.

Es war 3 Uhr nachmittags, als sich auf unserem linken Flügel, welchen, wie bereits erwähnt, die Sachsen einnahmen, ein wüthender Kampf entbrannte, der ohne Unterbrechung bis in die Nacht fortraste, ohne dabei eine Entscheidung für die eine und die andere Partei herbeizuführen. Ungeheure Leichenhaufen, wie man sie bis dahin noch nicht gesehen, bildeten das einzige Resultat eines Kampfes, der, was Erbitterung und Zähigkeit anbetrifft, fast ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte aller Zeiten dasteht.

Banner hatte die Generale King und Stalhans beauftragt, links abzumarschiren und, unter Umgehung des vorspringenden Hügels, sowie des Gehölzes, vom Kloster Heiligengrab aus in unsere rechte Flanke vorzudringen; er selbst wollte mit dem rechten Flügel eine Umgehung unserer linken Flanke versuchen. Deshalb ließ er Torstenson auf Wittstock marschiren, wo, zur Seite unserer Stellung, eine Erhöhung sich befand, die, einmal erreicht, unmittelbar in unsere linke Flanke führte. Die Absicht Banners gelang! Durch den vorliegenden Wald gedeckt, erblickten die Sachsen den Feind nicht eher, als bis dessen Reiterregimenter aus den schützenden Bäumen hervortrabten und nun, bereits in nächster Nähe von ihnen, jener Erhöhung zueilten. Bestürzt über das unvermuthete Erscheinen des Feindes, that jetzt unser linker

Flügel das, was Banner sehnlichst gewünscht hatte; er änderte die Front, um in dieser Weise die drohende Umgehung zu verhindern. Die nächststehenden sächsischen Regimenter warfen sich nun ohne Zögern der Gefahr entgegen und verlegten den Schweden den Weg zur Höhe. Denn, gelang es diesen, den Aufgang zu forciren, so war unsere Position nicht länger zu halten, und das Schicksal des Tages entschieden.

Schnell erkannte Hatzfeld die verhängnißvolle Situation seines Heeres, und eben so schnell traf er Anordnung zur Abwehr der drohendsten Gefahr. Indem er dem Fußvolk des rechten Flügels Auftrag ertheilte, zu folgen, eilte er mit der Reiterei desselben in Person den bedrängten Sachsen zu Hilfe. Der Weg führte durch den Wald, welcher den Abhang des Schreckenberges bedeckt; aber nur dünn mit Eichen bestanden, bot derselbe kein wesentliches Hinderniß für die fortstürmende Reiterschaaren.

Sobald wir die Schweden zu Gesicht bekamen, setzten wir unsere Pferde in Galopp und ritten in geschlossener Linie gegen die, uns zunächst stehende finnische Cavallerie an. Meine Cürassiere und die zehn Compagnien Hatzfeld'sche Reiterei kamen zuerst an den Feind; die Regimenter Schünickels, Wildberg und Alt-Rittberg folgten uns auf eine Distance von etwa tausend Schritt. Als

wir uns der schwedischen Linie näherten, empfing uns ein heftiges und wohlgezieltes Musketenfeuer. Die stürzenden Rosse verursachten hier und dort Verwirrung, aber die Attake ging unaufhaltsam vorwärts, und, noch leidlich geschlossen, stürmten wir auf den Feind ein. Der Kampf war kurz; die finnischen Reiter wurden geworfen und mußten sich zur Flucht wenden. Aber gleich darauf traten neue schwedische Reiterregimenter in die Action, die ungesäumt, sobald sie nur erst die Linie formirt hatten, zum Angriff auf unsere Cavallerie vorgingen. Der Stoß war furchtbar, und durchbrach die Reihen unserer Reiter, welche sich noch kaum von der Anstrengung der vorangegangenen Attake erholt hatten. Die Verwirrung bei uns ward aber noch gesteigert, als wir mit Schrecken gewahrten, daß die Schweden uns bereits im Rücken standen und die Communication mit den uns folgenden Truppen vom rechten Flügel unterbrochen hatten. Ein furchtbares Gemetzel begann jetzt zwischen unseren, den Tod der Gefangenschaft vorziehenden Reitern und der siegestrunkenen schwedischen Cavallerie. In das Geklirr der aneinander schlagenden Schwerter mischte sich das Wuthgeschrei der rasenden Kämpfer, das Heulen und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. Es waren das Augenblicke, die auch den standhaftesten Mannesmuth erschüttern konnten, und die ich nie vergessen werde.

Endlich, und da wir dem Erliegen schon sehr nahe waren, kam uns Hilfe. Die gesammte Reiterei Hatzfelds war nun an der Kampfstätte angelangt und die vordersten Regimenter, Hatzfeld, Falckenstein und Darmstadt, gingen ohne Zögern zum Angriff über. Bald bekamen wir Luft, denn kraftvoll vereinten sich jetzt unsere Streiche mit denen unserer tapferen Waffenbrüder. Die Schweden kämpften mit einem Muth, einer Ausdauer sonder Gleichen; aber die Uebermacht war erdrückend; ihre Kraft erlahmte, und sie ergriffen die Flucht.

Unversehrt war ich diesem heißen und blutigsten aller Gefechte, denen ich bisher beigewohnt hatte, entgangen. Ich blutete zwar aus vier Wunden, die aber, ohne Ausnahme, bedeutungslos waren, und nichts weiter als eines Pflasters zu ihrer Heilung bedurften. Es gab kaum ein Dutzend Cürassiere in meinem Regiment, die völlig unverwundet geblieben waren. In dem wüsten und blinden Aufeinanderhauen hatte fast jeder mehr oder minder schwere Blessuren davongetragen. Doch die Schweden verloren den Muth nicht, und schneller, als wir vermuthet, rückten sie mit frischen Kräften zum Wiederbeginn des Kampfes vor. Es gab unter ihnen keine Schwadron, die nicht zehnmal zum Angriff vorgerückt und ebenso oft geschlagen worden wäre.

Bis vier Uhr hatten meine Cürassiere in der Reserve gestanden, um sich von den gehabten Anstrengungen zu erholen, und schon hielten wir die Schlacht für beendet, da die Schweden im Angriff stockten, und unsere Reihen das Gerücht durchlief „Banner sei todt oder gefangen", als der Kampf plötzlich und mit der bisherigen Heftigkeit von Neuem entbrannte. Banner war weder todt noch gefangen! Man wollte durch jene Nachricht nur den Muth und die Ausdauer unserer Truppen erhöhen. Auch Victoria wurde ausgerufen und geblasen, doch würde man schwerlich sich dieser Mittel zu dem angegebenen Zweck bedient haben, wenn man auch nur um einige Stunden in die Zukunft zu schauen vermocht hätte.

Es ist ja richtig; zu der genannten Zeit war der rechte schwedische Flügel besiegt, und auch der streitige Berg, um dessen Besitz Ströme von Blut geflossen waren, wurde von uns behauptet. Aber man übersah, daß das Centrum und der linke Flügel der Schweden, ebenso auch ihre Reserve unter Bitzthum noch gar nicht in den Kampf eingetreten waren, und daß die fortgesetzte Schwächung unserer rechten Flanke sehr zu unserem Nachtheil ausschlagen konnte, sobald einmal die Generale King und Stalhans die Umgehung derselben bewerkstelligt und mit dem Angriff begonnen haben würden.

Was mancher von uns befürchtet, das sollte nun auch schnell genug eintreffen. Denn zu derselben Zeit, als vier Brigaden Infanterie von unserem rechten Flügel auf dem Kampfplatz zur Linken erschienen, die mehr als hinreichend gewesen wären, den Schweden hier den Todesstoß zu versetzen, langte auch Lesly mit den fünf Infanterie-Brigaden des Centrums zu ihrer Rettung an. Als Lesly erkannt hatte, daß durch die fast gänzliche Verschmelzung der beiden Flügel unseres Heeres, jede Gefahr für die Mitte der schwedischen Stellung geschwunden war, hatte er nicht gezögert, dem bedrängten Torstenson'schen Flügel seine gesammte Kraft zuzuführen. Er konnte nun gleich in die Action treten, da sein Eintreffen auf dem Kampfplatz, wie bereits erwähnt, mit dem jener vier Brigaden von unserem rechten Flügel fast gleichzeitig erfolgte. Gegen diese, und zwar noch ehe sie in das Gefecht hatten eingreifen können, richtete sich denn auch der erste Angriff Lesly's; und so heftig war der Stoß, daß davon unser Fußvolk völlig erschüttert und zum Weichen gebracht wurde. Torstensons Flügel sah sich nun plötzlich von dem Druck befreit, den unsere Reiterei bisher auf ihn geübt hatte; denn diese, anstatt von ihrem Fußvolk unterstützt zu werden, mußte nun eilen, letztes aus der Umstrickung durch die schwedische Infanterie wieder zu befreien.

So erhielten denn vier Regimenter Cüraſſiere, unter ihnen auch das meinige, Befehl zu ungeſäumtem Vorgehen auf das Lesly'ſche Fußvolk. Der Angriff glückte! Zwei Brigaden, die karriſche und die ſchwediſche, wurden zerſprengt und zuſammengehauen, mehre Fähnlein genommen, alles Uebrige aber gleichzeitig zum Rückzug gedrängt.

Meine Cüraſſiere hatten ſich auf das Regiment Künigam der „ſchwediſchen Brigade" geworfen, und dasſelbe auch im erſten Anlauf durchbrochen. Mitten in der Melée, die gleich darauf entſtand, erhielt ich, während ich den Arm zum Hieb hoch empor gehoben hatte, einen Schuß in die rechte Hand, ſodaß der Pallaſch derſelben ſofort entſank. Da die Schweden bereits zum Weichen gebracht waren, ließ ich mir von einem Wachtmeiſter meines Regiments mein von Blut gefärbtes Schwert in die Scheide ſtecken, übertrug dem Oberſtlieutenant von Winſe die einſtweilige Führung des Regiments und begab mich nach dem, hinter den Redouten errichteten Verbandplatz. Ein Arzt unterſuchte die Wunde, die von einer Musketenkugel herrührte, welche, nahe dem kleinen Finger, mitten durch die Hand gegangen war. Nachdem ich den nöthigen Verband erhalten hatte, benutzte ich ein Fuhrwerk, welches den gleichfalls verwundeten kurfürſtlich ſächſiſchen Oberſt-Wachtmeiſter

Rippe nach Werben bringen sollte, um mich eben dahin zu begeben.

Als Oberst-Wachtmeister Rippe und ich, bald nach 5 Uhr nachmittags, das Lager der Unsrigen verließen, war für sie die Chance des Sieges eher gestiegen, als gesunken, und alles andere hätten wir eher vermuthet, als daß unser gesammtes Heer denselben Weg, den wir jetzt machten, wenige Stunden nach uns in völliger Deroute würde zurücklegen müssen. Wir fuhren die ganze Nacht durch, rasteten nur einmal in Pritzwalk, um den Pferden Futter und Saufen zu geben, uns selbst aber zu restauriren, und langten in der Frühe des 25. September vor den Wällen unserer Schanze bei Werben an. Nachdem wir über die Elbe gesetzt waren und die Stadt erreicht hatten, suchte ich schleunigst Unterkommen in einer der Herbergen derselben. Die Hand schmerzte heftig, auch fieberte ich stark, so daß ich alsbald einen Arzt kommen ließ, welcher die Wunde noch einmal untersuchte und dann die nöthigen Verhaltungsregeln gab.

Ich legte mich alsdann zu Bett, und verfiel auch bald in einen wohlthätigen Schlaf. Einige Stunden mochte ich so geruht haben, als ich plötzlich aus einem lebhaften Traum erwachte. War es noch Traum oder war es Wirklichkeit, was ich jetzt hörte! Ich vernahm deutlich denselben Lärm, dasselbe Getümmel, wodurch

mein Schlaf in so jäher Weise unterbrochen worden war. Ich rieb mir die Augen und schaute nach der Uhr; sie zeigte die zehnte Stunde. Als ich an das geöffnete Fenster trat, bot sich meinen Augen ein Anblick, welchen ich nimmer vergessen werde. Die ganze Straße, in welcher meine Herberge lag, wimmelte von kaiserlichen und sächsischen Soldaten, und Fuhrwerk aller Art. Schnell eilte ich auf die Gasse, um zu erkunden, woher diese Truppen kämen, und welche Bestimmung sie hierhergeführt. Ich stieß sehr bald auf einen Rittmeister von meinem Regiment, der, ausgehungert und ermüdet, herzlich froh war, als ich ihn aufforderte, nach meiner Wohnung zu kommen, und diese, sofern er kein besseres Logis gefunden hätte, mit mir zu theilen.

Schnell war ich nun orientirt über die traurigen Umstände, welche diese plötzliche Truppenanhäufung in Werben hervorgerufen hatten, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgte ich der Erzählung des Rittmeisters von Strein über den Ausgang der Schlacht.

Die glücklichen Angriffe unserer Reiterei hatten, wie ich das noch selbst wußte, die anfänglichen Erfolge des Centrums unter Lesly vollständig paralysirt; auch war es unseren Truppen gelungen, jenen Berg, den Zankapfel des Tages, siegreich zu behaupten. Da hatte man auf unserer Seite plötzlich Gewehrfeuer aus der Richtung

von Kloster Heiligengrab her vernommen, und bald darauf auch erfahren, daß dasselbe von den Truppen der Generale King und Stalhans herrühre, die mit dem linken Flügel die Umgehung unserer rechten Flanke glücklich bewerkstelligt hatten und jetzt ungehindert heran rückten, um die Entscheidung dort zu suchen, wo der rechte und linke Flügel unserer Position sich fast völlig vermischt hatten. Hatzfeld hatte nun versucht, die zunächst stehenden Regimenter aus dem Kampfgewirr zu ziehen, um sie dem linken Flügel der Schweden entgegen zu werfen, und war ihm das auch gelungen. Aber gegen die, mit beständig potenzirter Macht in das Gefecht eintretenden feindlichen Truppen, die bisher noch völlig intact geblieben waren, und den Kampf mit voller Kraft beginnen konnten, hatten die kaiserlichen und sächsischen Regimenter einen Erfolg nicht mehr zu erringen vermocht. Die Nacht war hereingebrochen, und bald nach sechs Uhr abends hatte der Kampf auf der ganzen Linie geendet. Die Mannschaft hatte sich beim Zusammenstoß nicht mehr an den äußeren Abzeichen, die sie trugen, erkennen können, sondern sich zuletzt nur noch das Losungswort zugerufen, welches bei uns: „Ob Gott will!“, bei den Schweden: „Gott mit uns!“ lautete.

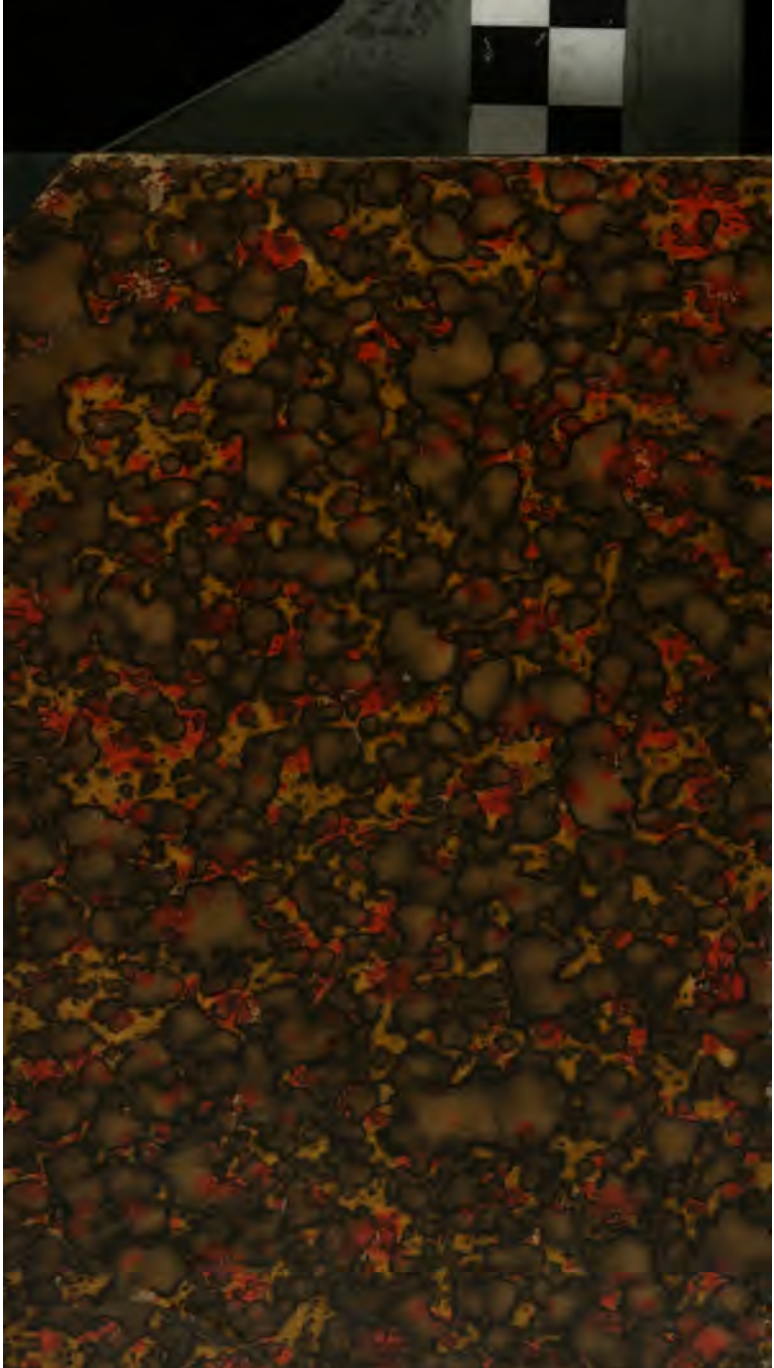
Nach beendetem Kampf hatten die kaiserlichen und sächsischen Truppen noch fast drei Stunden lang das

Schlachtfeld besetzt gehalten. Aber der anfängliche Plan, das Gefecht andern Tags wieder aufzunehmen, war verworfen worden; nicht blos der einreißenden Muthlosigkeit und Demoralisation unter den Truppen wegen, sondern und vorzugsweis deshalb, weil der Commandeur der Artillerie die Erklärung abgegeben hatte, daß, gleich nach Beginn der Schlacht, die Knechte mit den Pferden für die Geschütze und Munitionswagen hinweggeritten seien, und daß man demnach auf eine Unterstützung seitens der Artillerie nicht rechnen dürfe. Unter diesen Verhältnissen hatte man den Rückzug beschlossen, der denn auch gegen 12 Uhr nachts in höchster Eile auf Pritzwalk und Werben angetreten worden war. Die Gepäck- und Munitionswagen, ebenso das meiste Geschütz hatte man stehen lassen müssen, weil es an Vorspann fehlte; man hatte nur 300 Gepäckwagen und 9 kleine Geschütze mitzunehmen vermocht. Die Nacht war stockfinster gewesen, so daß schnell sich alle Bande der Ordnung gelöst hatten. Mehre Infanterie-Regimenter waren in die Moräste gerathen, und am andern Morgen eine Beute der Feinde geworden. Denn, sobald Banner beim Grauen des Tages erkannt hatte, daß die Verbündeten das Schlachtfeld verlassen, war sofort der General Stalhans mit der Reiterei des linken Flügels, die fast gar nicht ins Gefecht gekommen, und mit 1500 Musketieren

zu ihrer Verfolgung auf der Straße nach Pritzwalk aufgebrochen. So berichtete mir der Rittmeister von Strein.

Unsere Verluste waren groß; wir zählten 5000 Todte, und etwa 7000 Verwundete und büßten, außer 2000 Gefangenen, 120 Fahnen, sowie sämmtliches Geschütz und die ganze Bagage ein. Die 9 Geschütze, welche vom Schlachtfeld fortgeschafft wurden, fielen auf der Flucht den Verfolgern gleichfalls in die Hände. Der Verlust der Schweden war wesentlich geringer; er bestand in 1150 Todten und 2245 Verwundeten.

Der Kurfürst von Sachsen flüchtete gleichfalls nach Werben, wo das Getümmel jetzt so groß wurde, daß ich mich bereits am 28. September nach Magdeburg und von dort aus nach Leipzig begab, um zunächst die Heilung meiner Blessur abzuwarten. Dieser Prozeß zog sich aber sehr in die Länge, und als die Wunde endlich geheilt war, da sah ich zu meinem Schrecken, daß die Hand steif und kraftlos geworden war. Ich verließ Leipzig zu Anfang 1637, als Banner heranzog, den neuen Feldzug mit der Belagerung dieser Stadt zu eröffnen, und begab mich über Chemnitz, Prag und Iglau nach Wien in der Absicht, meinen Dienst zu quittiren. Nach neun Feldzügen und mit schweren Wunden belastet, sehnte ich mich jetzt nach Ruhe und Häuslichkeit.

Am 15. Februar 1637 hatte Kaiser Ferdinand II. das Zeitliche gesegnet, und der Regierungswechsel verzögerte die Erledigung der Angelegenheit, welche mich nach Wien geführt hatte, über die Gebühr. Endlich, am 10. Mai des genannten Jahres, erhielt ich den längst ersehnten Gnadenbrief, durch welchen meine Entlassung aus dem kaiserlichen Militärdienst, als Oberst, und in Rücksicht auf mein Wohlverhalten während des Krieges, sowie in Anbetracht meiner vielfachen Verwundungen und der hieraus erfolgten Unfähigkeit zu ferneren Kriegsdiensten, mir ein Gnadensold von jährlich 1000 Gulden bewilligt wurde. Aller Fesseln jetzt entledigt, verließ ich am 12. Mai die kaiserliche Residenz und eilte nach Preßburg, wo bereits am 1. Juli 1637 die eheliche Verbindung zwischen meiner heißgeliebten Alma und mir geschlossen wurde. —

Ueber die weiteren Schicksale des kaiserlichen Obersten Sigismund von Varchmin sei hier noch erwähnt, daß derselbe bis zum Abschluß des westfälischen Friedens, 24. October 1648, sein Domicil in Preßburg behielt, dann aber, zu Anfang 1649, nach dem ihm lieb gewordenen Prag übersiedelte, wo er, nach glücklicher, aber kinderloser Ehe, zwei Jahre vor seiner Gattin, sein wechselvolles und thatenreiches Leben am 20. November 1676 beschlossen hat.